www.e-rara.ch

Van der Vynckt's Geschichte der Vereinigten Niederlande von ihrem Ursprunge im Jahr 1560 an, bis zum Westphälischen Frieden

Vynckt, Luc J. J. van der

Zürich, 1793

Zentralbibliothek Zürich

Shelf Mark: Gal V 349 - Gal V 351

Persistent Link: https://doi.org/10.3931/e-rara-82144

Sechstes Buch.

www.e-rara.ch
Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Visual Library

Sechstes Buch.

Erster Abschnitt.

Lage der Sachen vor und nach dem Tode des Prinzen von Oranien. — Zustand seiner Familie. — Schrecken in allen Provinzen. — Der Prinz von Parma bedient sich dessen, und trägt einen allgemeinen Frieden an; und da dieser nicht angenommen wird, so bewirkt er einige besondere Friedens-Traktate. — Große Unentschlossenheit der Stände, die sich erst an Frankreich, dann an England ergeben wollen.

1584. Wir haben den Tod des Prinzen von Oranien, der in der wichtigen Geschichte der Niederländischen Unruhen Epoche macht, und die merkwürdigsten Veränderungen bewirkte, nur so kurz erzählt, um für einmal blos die Thatsache darzulegen, welche uns izt bey umständlicherer Beleuchtung zu mehrern Betrachtungen Stoff giebt.

Spanien hatte sich vor dem Tode des Prinzen vollkommen beredet, er allein wäre es, der den hartnäckigen Krieg in Gluth erhielt; und wenn er nicht mehr wäre, so würden die Niederlande von selbst in die Gewalt der Krone zurückfallen. Dieser politische Traum schmeichelte den regen Haß noch mehr, und machte den Preiß auf seinen Kopf so erhöhen, daß man auf denselben 80,000. Dukaten und eine Commenthurey von St. Jakob anbot; so wie wir's oben bey dem Meuchelmord Jauregui's in Antwerpen vernommen.

Der Prinz von alle dem benachrichtigt, handelte 1584.
mit seiner gewöhnlichen Offenheit fort; nur hielten seine Leuthe die Spanier und Italiäner von ihm entfernt; der ausserordentliche Preiß aber, der auf sein Leben gesetzt war, lockte Buben aus aller Welt an, deren Seele niedrig genug zu derley Schandthaten war Es zeigten sich solche aus verschiedenen Nationen. In Holland und Seeland wurden ihrer viere hingerichtet, die dem Prinzen mit Schießgewehr und Gift nach dem Leben gestellt hatten.

Der Burgunder, dem endlich die Greuelthat gelang, gestuhnd, daß gerade itzt noch dreye in und um Delft herumstrichen, die denselben Entschluß gefaßt hätten. Ferner: Er hätte den Prinzen gerne schon damals umgebracht, als man während seiner Unpäßlichkeit ihn an sein Bette ließ; weil er aber nicht vermuthen konnte, daß er ihn allein sehen würde, so hätte er sich damals nicht mit Waffen versehen. Er entdeckte dem Prinzen bey jener Gelegenheit seine Dürftigkeit; der Prinz rufte jemanden, der ihm neun bis zehn Thaler ausbezahlen mußte, und für dies Geld kaufte er sich von einem Soldaten ein Paar große Pistolen oder kleine Musketen, die er dann mit Musse zurechtmachte. Am Tage, da er seinen abscheulichen Anschlag ausführte, war er in dem Zimmer, als der Prinz zur Tafel gieng, und sprach noch mit demselben in verwirrtem Tone. Die Prinzessin von Granien bemerkte den Unbekannten und sein übles, verstelltes Aussehn, und fragte den Prinzen, wer dieser Mensch wäre? Der Prinz antwortete, er verlange einen Paß, der so eben geschrieben würde. Als sie sich zur Tafel gesetzt hatten, gieng der Mörder seine Pistole zu holen, verbarg sie un-

1584. ter einem Mantel, und gieng damit im Hofe und bey den Stallungen umher, hinter welchen er auf die Wälle, und durch die Stadtgraben zu entfliehen gedachte. Auf dieses hatte er Bedacht genommen, und schon zwey Blasen an die Wassergraben gelegt, um vermittelst derselben hinüber zu schwimmen. Sodann wartete er, bis der Prinz von der Tafel gieng, reichte ihm mit der einen Hand ein Papier zur Unterschrift, und mit der andern schoß er ihm die drey Kugeln durch den Leib. Der Prinz wankte und schrie: „Gott! erbarme Dich meiner! Ich bin schwer „verwundet. Erbarme Dich meiner, und dieses ar„men Volkes!„ — Der Herr von Maldere, sein Stallmeister, kam auf den Schuß herbey, und hörte ihn diese Worte sagen; die Gräfin von Schwarzburg, des Prinzen Schwester, kam ebenfalls von Tische, loff herzu, und ermahnte ihn in teutscher Sprache, seine Seele Gott zu empfehlen; er antwortete ihr noch in derselben Sprache, mit: Ja! Dies war sein letztes Wort. Man trug ihn auf das nahe Zimmer zurück; einige Augenblicke nachher gab er den Geist auf. Der Mörder wollte sich retten, sprang die Treppe herunter, ließ seine Pistolen fallen, nnd war schon hinter den Ställen; zwey Laqueyen spazierten da, sahen einen Menschen ohne Hut eilends dahin laufen, der eben itzt auf einem Haufen Mist, über welchen er sprang, fiel; sie haschten ihn, ohne zu wissen, warum. Alles war in dem Pallaste so schnell vorgegangen, daß man ausser demselben noch nichts wußte. Itzt aber kamen gleich die Stallknechte und andre Bediente herbey; man brachte den Mörder ins Gefängniß.

Dieses war das Ende Wilhelms von Nassau,

Prinzen von Oranien, mit dem Zunamen der Ver- 1584.
schwiegene. Wir haben ihm gleich zu Anfang dieser Unruhen eine Art Lobrede gehalten. Ich denke, dies ganze Werk hat jene durchaus bestäthigt, sowohl in Absicht auf seine Person als auf seinen Charakter. Er war zu Dillenburg gebohren den 14. April 1533. folglich bey seinem Tod ein und fünfzig Jahre, zwey Monathe und einige Tage alt. Er hatte vier Gemahlinnen gehabt. Von der ersten, Anna von Egmont, Gräfin von Büren und Leerda, Erbin dieses Stammes, wurde ihm der Prinz Friedrich Wilhelm gebohren, der in Spanien im Gefängniße lag. Die zweyte, Anna, Tochter des Churfürsten von Sachsen, gebahr ihm den Prinzen Moritz. Von der dritten, Charlotte von Bourbon-Montpensier, hatte er nur sechs Töchter. Die vierte endlich war Louise von Coligni, Tochter Caspars Coligni von Chatillon, des großen, in der Geschichte so berühmten französischen Admirals; sie war eine Verwittwete von Teligni, und schenkte ihm noch den Prinzen Friedrich Heinrich. Diese beherzte Dame kam ebenfalls zu dem traurigen Anblick des Todes ihres Gemahls, und flehte zu Gott um Unterstützung und Trost in diesem schrecklichen Unglücksfall, dem dritten den sie von der Art erlebte. Teligni nämlich, ihr erster Gemahl, und der Admiral ihr Vater, wurden ebenfalls beynahe unter ihren Augen in der Bartholomäusnacht zu Paris ums Leben gebracht. Der Prinz hinterließ also bey seinem Absterben diese Wittwe und eilf Kinder, drey Söhne und acht Töchtern, aus seiner vierfachen Ehe. Sein ehedem so mächtiges Haus hatte durch seine Unfälle, durch den Verlurst seiner Bedienun-

1584. gen, und durch die lange gedauerte Confiscation seiner Güter, beträchtlichen Schaden gelitten.

Den 14. Julius wurde Balthasar Gerards, sein Mörder, mit der schrecklichsten Todesstrafe belegt; nämlich mit glühenden Zangen gezwickt, und lebendig geviertheilt. Wahrscheinlich ist die verheissene Belohnung für diese verruchte That nachher seinen Mitsächern ausbezahlt worden; denn es finden sich, in dem Verzeichnisse der Rechnungskammer, Patentbriefe von Madrid, vom 4. März 1589. nach welchen Balthasar Gerards, seine Brüder und Schwestern, als Tyrannenmörder in den Adelstand erhoben werden.

Den 3. August geschah die Beerdigung des Prinzen in Delft. Sein Leichenbegängniß wurde mit königlicher Pracht vollzogen; seine mit Trauerrüstung behängte Pferde, nebst seinen Fahnen und Wappen, führten und trugen die vornehmsten Herren des Landes. Schon damals nahm man sich vor, ihm ein prächtiges Grabmahl zu errichten; es geschah aber erst im J. 1620. Dasselbe steht aus Marmor und Erz gebildet in der neuen Kirche zu Delft, und ist das kostbarste Denkmal, das sich in den Staaten der Republik befindet.

Nunmehr erscholl das Gerüchte, von dem Tode des Prinzen, an allen Orten in den Niederlanden, und durchlof bald ganz Europa. In den Provinzen, welche mit Spanien im Kriege lagen, erweckte es allgemeine Bestürzung und Erschrockenheit. Man sah nichts als neue Unordnungen und traurige Folgen davon ab. Der Prinz von Parma war von dem französischen Hofe befehligt gewesen, die Proscription und den Mord des Prinzen, auf alle mög-

liche Weise zu befördern; auch, nachdem der Streich 1584.
geschehen seyn würde, das Schrecken der Völker sogleich dazu zu benutzen, daß er sie mit den glänzendsten Anerbietungen, um welchen Preiß es seyn mochte, zum Gehorsam zurückführte. Allein dieser Prinz dachte zu groß und zu edel, als daß er zumal den ersten Punkt billigen konnte; im Gegentheil, er verabscheuete ihn, und kam in keiner der darauf abzielenden Unternehmungen zum Vorschein, wenigstens nicht, daß man auf ihn hätte muthmaassen können. Alles was er that, bestuhnd darinn, daß er etwa mit Mönchen und andern geringen Personen davon sprach. Die folgenden Aufträge aber befolgte er mit dem größten Eifer; er schrieb heimlich Condolenzbriefe an die verwittibte Prinzessin von Oranien, und machte ihr tröstliche Anerbietungen zu einer Schadloshaltung, für sie und die Familie, bey diesem grossen Verlurste. Durch seine Freunde und alle andern möglichen Hilfsmittel trachtete er, die Häupter der Conföderierten zu gewinnen, und ließ kein Mittel unversucht, eine allgemeine Aussöhnung zu bewirken.

Die General-Staaten versammelten sich zu Antwerpen, und berathschlagten sich reiflich über die neuesten Vorfälle; die Vorschläge des Prinzen von Parma hatten mehrere derselben wanken gemacht, und noch andre waren des langwierigen, grausamen Krieges todtmüde. Theodor Liesvelt, erwählter Kanzler bey den Staaten, drang, in einer pathetischen Rede, auf die Benutzung des Augenblicks, zum Schluße eines sich itzt so vortheilhaft darbietenden Friedens mit Spanien. Allein seine noch so schönen Worte, und die klügsten Bemerkungen vermochten den-

1584. noch nichts. Nationalhaß und eingewurzelter Groll siegten; man entschloß sich eher einzeln zu Grunde zu gehn, als sich den Spaniern vermittelst eines betrüglichen Friedens zu unterwerfen, und eher allen Mächten der Reihe nach die Souveränität über die Provinzen anzutragen, nur damit dieselben sie von dem Spanischen Sklavenjoche auf immer befreyten. Der Meuchelmord des Prinzen von Granien erbitterte diese Versammlung aufs äusserste, wo die Abscheulichkeit und Treulosigkeit desselben mit den schwärzesten Farben noch erhöht wurde. Zugleich wurde die Fortsetzung des Krieges beschlossen; man setzte den noch nicht einmal völlig achtzehnjährigen Prinzen Moritz in alle die Statthaltereyen und Würden, die sein Vater bekleidet hatte, ein, und gab ihm den Grafen von Hohenlohe als Lieutenant zu.

Nach weitläufigen Berathschlagungen und Debatten, welche auswärtige Hülfe man anrufen wollte, gab man Frankreich vor England den Vorzug, und ordnete eine feyerliche aus fünfzehn Personen bestehende Gesandtschaft dahin ab. Sie verreiste bald darauf nach Paris, und wurde mit ausgezeichneter Ehre aufgenommen, ungeachtet der spanische Gesandte Mendoza sich über diese Aufnahme beklagte, und sein möglichstes that, den Gesandten den Zutritt zum Hofe und zu einer Audienz zu verhindern. Frankreich lag aber damals selbst in einer traurigen Verwirrung, und stuhnd nahe am Ausbruch eines noch schlimmern Schicksals, als die Niederlande erfuhren. So eben streckte die so berüchtigte und furchtbare Ligue den Kopf, wurde heimlich von dem Stuhl zu Rom und von Spanien unterstützt, und entzweyte das königliche Haus, den hohen Adel und das Ministerium.

Ich behalte mir vor, nachher von dieser schreckli- 1584.
chen Verschwörung zu reden, die so viele Greuel und Blutvergiessungen ausbreitete, und beynahe den Thron umstieß, um dafür Spanien auf denselben zu setzen. Dieß wird uns Stoff zu einer weitläufigen Episode geben, die aber um so viel nothwendiger ist, weil man den Einfluß der Ligue in der Geschichte der Niederlande nur zu sehr empfinden mußte.

Diese Ligue konnte nach den Stützen, auf welchen sie ruhte, den flamändischen Gesandten keineswegs günstig seyn; indessen ließ Heinrich III. dießmal einige Kraft von sich blicken, und gab die Aeusserung von sich: Frankreich wäre eine Zuflucht für Unglückliche; und da er von der Unterdrückung der Niederlande wisse, so erfodere seine Gerechtigkeit, wenigstens ihre Klagen anzuhören. Darauf erlangten die Gesandten öffentliche und Privat-Audienzen bey dem Könige, der Königin, der Königin Mutter, dem Könige von Navarra, und allen denen am Hofe, wo sie es verlangten; sie sprachen die Minister, und traten in Unterhandlungen ein.

Bey der ersten Audienz führte Elbert van Leewen, sonst Leoninus genannt, das Wort, und hielt mit eben so viel Würde als Bescheidenheit eine sehr rührende Rede vor dem Monarchen. Mit ausgedrückten Worten trug er dem allerchristlichsten König und der Krone Frankreich auf ewige Zeiten die Souveränität über die Niederländischen Provinzen an; und gab diesen Anerbietungen dadurch Gewicht, daß er hinzusetzte: Ungeachtet der Grausamkeit der Spanier und der grossen Verwüstung des Landes, enthalte dasselbe dennoch neunzig mit

1584. Mauern versehene Städte und Millionen Einwohner, welche unter dem Schutze des Königes bereit wären, sich seinem Dienste aufzuopfern. Die Unterhandlungen, die Hauptsache betreffend, zogen sich sehr in die Länge; der Hof war mit Geschäften überhäuft und verlegen. Es giengen eine Menge Berathschlagungen vor. Der König und die Königin Mutter liessen sich die Anträge gut genug gefallen, und würden sie wohl angenommen haben; sie durften aber nicht. Schon fieng die Ligue an die Macht des Hofes zu beugen; täglich frassen die Unruhen weiter um sich, und der Zeitpunkt war keineswegs bequem für so eine Uebereinkunft, da der Sturm immer mehr überhand nahm. Nach drey bis vier Monathen intrigenvoller Unterhandlungen, mußte der König ihnen so gut als seine Ohnmacht gestehen, und verabscheidete dann die Gesandten bey ihrem letzten Verhör im Februar 1585. mit der Erklärung: Er fühle sich sehr erkenntlich für ihre Anerbietungen; der schlimme Zustand seines Reiches aber erlaube ihm nicht, dieselben jtzt anzunehmen; er hofte indessen, seine Feinde, die ihn gegenwärtig aufs äusserste beunruhigten, mit Gottes Hilfe zu bessern Gesinnungen zurückzubringen; und wenn er dann in seinen Staaten den Frieden wieder hergestellt hätte, so würde er sich auch für seine Freunde verwenden. Da aber ihr Bedürfniß dringend wäre, so gäbe er ihnen den Rath, sich an die Königin von England zu wenden, die jtzt freye Hände und Muth hätte, sie in Schutz zu nehmen; er selbst wolle, da er mit dieser grossen Monarchin in gutem Vernehmen stehe, an dieselbe zu ihren Gunsten schreiben. Mit solchen Gnadenbezeugungen entließ er sie. Die Gesandten

wurden auf dem Rückwege kostfrey gehalten, und in 1584.
des Königes Schiffen abgeführt.

Diese fruchtlos abgelaufene Gesandtschaft schlug den Muth der Niederländer nicht zu Boden; einen oder zween Monathe nachher gieng eine andre zahlreiche Deputation nach England ab. Paul Buys, Pensionar von Holland, war als Wortführer bey derselben; der nämliche, der schon der General-Versammlung nachdrücklich angerathen hatte, eher Englands als Frankreichs Hülfe zu suchen, weil letztres, bey aller Geneigtheit, jtzt nicht in der Lage wäre Beystand zu leisten, und daher voraus sagte, die Reise dahin würde vergeblich seyn. Damals that es ihm so wehe seine Einschläge vereitelt zu sehen, daß er seine Stelle niederlegte und auf seinen Landsitz zog. Bey dieser zweyten Gesandtschaft aber, nahm er sein Amt auf die erste Auffoderung dazu wieder an, ward einer der Gesandten, und leistete sowohl bey der Unterhandlung als bey dem Tractats-Schluß, der hernach erfolgte, wichtige Dienste.

Die Königin von England wußte genau was in Frankreich vorgegangen war; daß jtzt eine grosse Gesandtschaft an sie gelangen, und was diese begehren würde; sie legte ihren Plan darnach an, und war entschlossen, nicht davon abzugehn. Sey es nun, daß sie darüber empfindlich war, obschon sie nichts davon merken ließ, daß man erst nach Frankreich, und weil es dort fehlgeschlagen hatte, an sie kam, oder daß sie vielmehr ihrem politischen Grundsatze treu bleiben wollte, ihre Macht nicht über die Gränzen des Meers auszudehnen — kurz, sie hatte ihre Wahl getroffen: Die Souveränität über die Niederlande von sich abzulehnen, denselben aber nichts desto

1584. minder kräftigen Beystand zu leisten, damit der Krieg dort fortgesetzt und Spanien ihr so vom Halse gehalten würde.

Die flamändischen Gesandten wurden demnach auf Befehl der Königin bey ihrer Ankunft in England mit denselben Ehrenbezeugungen empfangen, die sie in Frankreich erhalten hatten. Elisabeth ließ sie nicht lange warten, gab ihnen bald Verhör; und da ihr die Oberherrschaft über die Provinzen unter anständigen Bedingnissen angetragen wurde, erwiederte sie: Sie wäre dankbar für die Zuneigung und das gute Vertrauen, worinn sich die Provinzen keineswegs betrögen; wichtige Staatsursachen aber erlaubten weder ihr noch der Krone von England, sie ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Sie betrachte sie nicht als ihre Unterthanen, sondern als ihre Freunde und Verbündeten; und als solchen sey sie ganz geneigt ihnen mit ihrem Rathe, mit ihren Finanzen, mit ihrer Land- und Seemacht allen Beystand zu leisten, um sie bey ihrer Freyheit zu schützen.

Zufolge diesen Versprechungen wurde dann zu Non-Such ein Traktat geschlossen, worinn die Königin einen Zuzug von 6000. Mann auf ihre eigenen Unkosten bewilligte, die sogleich eingeschifft werden sollten. Hiernächst streckte sie ihnen beträchtliche Geldsummen vor, und die Staaten wiesen ihr die Städte Flessingen, Briel und das Schloß Rammekens in Seeland zur Sicherheit dafür an, unter der Bedingung dieselben wieder einzulösen, wenn sie ihr nach dem Frieden die Summen erstatten würden. Um ihnen auch mit ihrem Rathe beyzustehn, versprach sie endlich, ihnen einen General oder Gouverneur

zu geben, der von Stande seye, und nebst zween 1584.
andern Räthen in ihrem Namen den Zutritt zu dem Staats-Rath der Vereinigten Provinzen haben sollte. Zu gleicher Zeit nahm man Abrede, welche Vollmacht so wohl diese Räthe als die englischen Garnisonen im Militär erhalten sollten, ohne sich in bürgerliche Geschäfte zu mischen.

Die Gesandten kamen voll Zufriedenheit über ihre Verrichtungen zurück, und die Königin hielt pünktlich, was sie versprach. Zu ihrem General ernannte sie den berühmten Grafen von Leycester, von welchem wir hier einiges anführen müssen. Er gefiel den Holländern so wenig, daß sie, noch ehe er zwey Jahre da war, grosse Klage über ihn führten, und die Königin ihn zurücknehmen mußte, ohne daß sie deßwegen den Provinzen ihre Freundschaft entzog, oder aufgehört hätte ihnen beyzustehn. Wirklich war er ein Mann von hohem Stande und bedeutendem Ansehn. Er hieß sonst Robert Dudley und war der vierte von den fünf Söhnen Johanns, Grafen von Northumberland, der zugleich mit seinem Sohne Guilford, dem Gemahl der unglücklichen gegen die Königin Maria zur Monarchin ausgerufenen Johanna Gray, enthauptet wurde. Diese hatte bekanntlich ein ähnliches Schicksal; und das ganze Haus wurde unterdrückt und verfolgt, so lange Maria regierte. Ihrer Schwester, der Prinzessin Elisabeth, gieng es nicht viel besser; sie lag selbst eine Zeit lang im Gefängnisse. Ein ähnliches Mißgeschick vereinigte die Prinzessin und den jungen Dudley zu einem Briefwechsel; sie waren ungefähr in demselben Alter. Als Elisabeth auf den Thron gelangte, setzte sie dieses Haus in seine vorige Ehre und Vermögen

1584. wieder ein; sie hub sogar den Milord Robert über seine Erwartungen empor, machte ihn zum Grafen von Leycester, zum Ritter vom Hosenband, zum Groß-Stallmeister, und endlich beynahe zu ihrem ersten Minister. Zugleich war er ihr erster erklärter Günstling, und man glaubte sie lange mit ihm vermählt. Die Engländer sprechen weder von seiner Religiosität, noch von seiner Rechtschaffenheit, noch von seinen persönlichen Eigenschaften, vortheilhaft. Er ergab sich sehr dem Pracht und der Weichlichkeit, und hielt einen Hof gleich der Königin. Als die Wagschale seines Glückes sank, bat er sich noch diese Bedienung in den Niederlanden aus; kaum aber war er da, so betrachtete er sie für eine ehrenhafte Verbannung. Er wollte den Vicekönig spielen, und bey dem einfachen, von Elend gebeugten Volke alle seinem Stolze, seiner Verschwendung und Eitelkeit genug gethan wissen. Er wurde also in Ungnade zurückberufen, und starb zu Cornbury in der Einsamkeit.

Zweyter Abschnitt.

Der Prinz von Parma wird Meister im Felde und erobert alle Städte in Flandern. Neue, fürchterliche Unruhen in Gent. Imbize kömmt wieder in diese Stadt; sein tragisches Ende. Die Stadt ausgehungert und aufs äusserste gebracht, ergiebt sich endlich auf Capitulation; ihre Aussöhnung wird im Lager zu Bevern unterzeichnet. Brüssel, Mecheln und andre Städte ergeben sich. Berühmte Belagerung von Antwerpen, und Uebergabe nach hartnäckiger Vertheidigung.

Nicht allein der Tod des Prinzen von Oranien war es, der die Conföderation und ihre Projekte so 1584.
stark erschütterte; auch innere Gebrechen hatten ihre Angelegenheiten seit zwey und drey Jahren sehr zu ihrem Nachtheile verändert. Die gentischen und flanderschen Unruhen, der Abfall der Walloniſchen Städte und Provinzen, die Erhebung und der Fall des Herzogs von Alençon, hatten ihre Parthey ungemein geschwächt; das platte Land war von den fremden Hülfsvölkern, die Städte durch Faktionen und Zweytracht zerstört; der Tod des Prinzen von Oranien vollendete diesen Verfall. Der Prinz von Parma, aufmerksam auf eine solche Lage der Dinge, hatte schon die Uebermacht im Felde gewonnen; man konnte ihm keine Armee entgegensetzen. Durch die Eroberung von Tournay und Oudenarde hatte er schon festen Fuß in Flandern gewonnen, die Schelde besetzt, und Gent hart genöthigt, wo alles gegen einander erhitzt, und die Theurung sehr

1584. drückend war. Schon lange hatte er auf diese Stadt gelauert, mußte aber erst manchen günstigen Umstand noch abwarten, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Die Katholiken und die vornehmsten Einwohner, die unter den täglichen Volks-Tumulten am stärksten litten, waren nunmehr dem Frieden nicht mehr so abgeneigt, wie ehedem. Ueberdas gewann der Prinz an Achtung und Rufe; unausgesetzt anerbot er vortheilhafte Bedingungen; die Religion ausgenommen waren alle seine Capitulations-Akktorde ziemlich nachgebend. Ueberall handelte er groß und edelmüthig, und hielt sein Wort unverbrüchlich. Da er nach dem Tode des Prinzen von Oranien sein Aeusserstes versucht hatte, die Provinzen zu einem allgemeinen Frieden zu vermögen, allein im Ganzen nichts ausrichten konnte, so wendete er dieses Mittel nun einzeln bey seinen Eroberungen an; und dadurch bahnte er sich den Weg zu immer neuen, so lange er sich seiner Macht ungehindert bedienen konnte, die sich täglich vermehrte.

Die Unruhen in Gent hatten den Vereinigten Provinzen so wohl als der Stadt selbst so grosses Unheil zugezogen, daß keine Hülfe mehr möglich schien. Schon zwey bis dreymale hatte der Prinz von Oranien wieder Ruhe gestiftet; gewöhnlich aber folgte ein Rückfall, der die Sache ärger machte als sie vorher war. Als der Prinz noch lange vor seinem Tode wieder von dort abgegangen war, raste das Uebel mit grösserer Wuth als je. Die Parthey der Katholiken und Geusen stritten sich wechselweise um die Uebermacht, gleich der Ebbe und Fluth eines unruhigen Meers. Weder die einen noch die andern wollten einen Herrn über sich wissen, und

füg-

fügten sich mehr Jammer zu, als der stolzeste Tyrann 1584.
nicht hätte thun können. Beyde litten von einer sie mit noch grösserm Elende bedrohenden Theurung, welche die Folge einer Art von Blokkade war, und ihnen alle Lebensmittel und Zufuhr abschnitt.

Die Katholische Parthey ergriff den Augenblick, wo sie sich am Steuerruder sah, dieser Noth ein Ende zu machen, und negozierte seit dem Monathe März 1584. mit dem Prinzen von Parma. Man hielt deswegen einen Congreß in Tournay, und brachte in Vorschlag, auch Brabant an der Unterhandlung Theil nehmen zu lassen; der Prinz aber wollte dieses nicht, aus Furcht es möchte ein Vorwand seyn, die Sache in die Länge zu ziehen. Brügge, Ypern und das freye Land von Sluis, deputirten nach Gent; und die Abgeordneten der vier Flamändischen Abtheilungen giengen dergestalt daselbst ab und zu. Man gab Sicherheits-Päße, und beobachtete wenigstens stillschweigend einen Waffenstillstand, so daß auch der Präsident Richardot, der Herr von Masnüy, und ein Spanier Namens Segura, als die Commissarien des Prinzen, in Gent frey aus und eingiengen, während dem man am Frieden arbeitete.

Die Unterhandlung gieng langsam von statten; dennoch schien sie gelingen zu wollen, als auf einmal im Monathe May ein Pöbellauflauf alle Hofnung wieder zerschlug, und der Magistrat nebst der Direktion von Gent einen andern Ton annahm. Denn itzt waren die Geusen wieder einmal Meister geworden, und warfen nicht nur den schon ziemlich weit vorgerückten Friedensschluß über den Haufen, sondern schrien selbst tollkühn zum Kriege, suchten

1584. den Commissar Segura, der sich geflüchtet hatte, in ihre Hände zu bekommen, verletzten den Waffenstillstand; und die Feindseligkeit erneuerte sich wieder in täglichen Scharmützeln an den Stadtthoren.

Ein ähnlicher Volkstumult hatte schon vor einigen Monathen Imbiz wieder in die Stadt eingeführt. Und hier wollen wir die Geschichte dieses Mannes beendigen. Im August 1583. war einen ganzen Tag lang das heftigste Getümmel über der Erwählung eines neuen Magistrats; auf den Abend endlich fiel einem ein, Imbiz dazu vorzuschlagen. Die Faction der Ketzer and das gemeine Volk beklatschte den Einfall so, daß man ihn noch vor Nacht in seiner Abwesenheit zum Haupt von Gent ausrufte. Sogleich sendete man Deputierte an ihn, welche ihn zur Rückkehr einladen mußten. Er hatte sich seit vier Jahren zu Frankenthal bey dem Pfalzgrafen Johann Casimir aufgehalten, samt dem Prediger d'Athenus, der ebenfalls wieder mit ihm nach Gent zurückkam. Dort nahm er seine Stelle wieder ein, und setzte seinen Despotismus von neuem fort; doch mit mehr Mißtrauen und Vorsicht als ehedem, denn er war um mehrere seiner Freunde und Clienten gekommen; das französische Gouvernement hatte ihm viele abwendig gemacht; zudem trug er jtzt andre Pläne im Kopf, und dachte in Geheim auf Rache, und auf Festsetzung seiner Herrschaft unter höherm Schutze. Die welche ihn berufen hatten, sahen ihm in die Karten, bemerkten seine Geneigtheit zu dem Frieden der zu Tournai unterhandelt wurde, und lauerten jtzt so genau auf seine Schritte, daß sie nun entdeckten, Imbiz hätte während seiner Abwesenheit ein Complot angezettelt, Gent und Termonde den

Spaniern in die Hände zu spielen; der Prinz von 1584.
Parma habe deswegen Briefe mit ihm gewechselt, und den Herrn von Eecke an ihn nach der Pfalz gesendet, einen Akkord mit ihm zu schliessen. Den 22. März 1584. bestäthigte sich dieser Verdacht, durch eine offenbar gewordene Vorbereitung zu Ausführung seiner Verrätherey. Acht Flösse und eben so viele Schiffe mit Leitern, Brücken, Hürden, Hacken und Brettern befrachtet, erschienen auf der Schelde an der Brüsselschen Porte; und die Schifleuthe sagten, sie müßten damit in der nächsten Nacht den Fluß hinunter nach Wetteren, wo ein spanisches Lager stuhnd. Kein Mensch wußte das geringste von einem solchen Befehl oder von der Absicht dieser Rüstung, als Imbiz; man murrte darüber, und verdoppelte die Wachen. Da aber die Begleitung zu jenem Transport nicht fertig war, so gieng derselbe auf die Nacht noch nicht ab, sondern erst bey Anbruche des Tages ließ sich ein Haufen Parmesanischer Truppen nahe an den Wällen von Gent sehen, der sich aber sogleich zurückzog, als er sich bemerkt fand, die Sturmglocken erschallten, und alles zu den Waffen griff. Den 23. war den ganzen Tag Lerm; man schrie durch die Strassen: Verräther! Mörder! Die Magistratspersonen von allen Collegien und Collationen begaben sich in der größten Unordnung auf das Rathhaus. Imbiz selbst kam, sich zu rechtfertigen, und man setzte ihm heftig zu. Noch meinte er mit Gewalt durchzudringen, und hatte das Regiment, dessen Oberster er war, anrücken und das Rathhaus besetzen lassen. Einer der Schöppen aber sprang aus dem Fenster, und ließ durch alle Strassen die Trommel rühren;

1584. die Bürgerschaft bewafnete sich, fiel über das Regiment her, und überwältigte und entwafnete dasselbe. Als Imbiz dieses vernahm, wollte er heraus, den gräßlichen Lerm zu stillen, wurde aber von dem Volke nicht nur mit einer Fluth von Flüchen und Scheltwortern empfangen, sondern sogar geschlagen und mit Hellebardenstössen zurückgetrieben. Zween aufgefangene Briefe aus dem spanischen Lager an ihn, trug man öffentlich den versammelten Räthen und Doyens zu. Aus diesen lag das ganze Complot am Tage: Termonde sollte mit Leitern erstiegen werden. Imbiz gestuhnd es ein; auch daß die Spanier die Unternehmung begünstigt hätten, keineswegs aber für sie, sondern um diese Stadt der Stadt Gent zu unterwerfen, um so dann von Antwerpen her freye Zufuhr zu erhalten. Allein diese Gründe wollten niemandem genugthun. Noch am Abend des unruhigsten aller unruhigen Tage wurde er aller seiner Würden als Haupt der Stadt, oberster Feldherr u. s. f. entsetzt, sodann in Verhaft genommen, und wohl bewacht nach dem Wacquenschen Pallast, und einige Tage darauf nach dem Prinzen-Hofe gebracht. In der Nacht bemächtigten sich die Commissarien und Capitäne seiner Schriften. Sie fanden ausserdem auch drey Kanonen und einen guten Vorrath von Waffen aller Art in seinem Hause. Dieß brachte das Volk in eine solche Hitze, daß es ihn, wär' er nicht bewacht gewesen, auf der Stelle würde getödtet haben. Seine Garde hatte man sogleich abgedankt. Seitdem Imbiz gefangen saß, hatte die Parthey welche den Frieden wünschte wieder einmal die Oberhand gewonnen, und setzte ihre Unterhandlungen in Tournai fort, würde aber

wohl bey der jtzigen Lage der Sachen nie damit zu 1584.
Ende gekommen seyn. Als nun im Monathe May alles wieder abgebrochen und umgeworfen wurde, so zeichnete sich die andre Parthey, welche den Krieg wollte, nebst der Geusen-Faktion, mit hunderterley Streichen der Rache gegen die Marannen, Spingoulen und Papaien (halbverstümmelte Namen, mit denen sie die Spanier und Katholiken benannten) aus; und die Verrätherey Imbizes diente vollends dem Volke zum Vorwande, Zetter über jene zu rufen. Jtzt machte man ihm förmlich seinen Prozeß Er wurde mehrer Capitalverbrechen angeklagt. Die schwersten betrafen seine ehemalige Tyrannie, seine eigenmächtig mit Gewalt der Waffen ausgeführten Erpressungen; ferner daß er Mannschaft für sich geworben hätte. Auch des Mords klagte man ihn an, indem er die Herrn Roelands und Musaert, den Oberamtmann und Notar von Axel hätte berufen, und dann auf dem Wege nach Gent von seinen Creaturen umbringen lassen. Dasselbe, hieß es, hätte er mit Herrn von Bonnivet vorgehabt. Dieser kam auf Befehl des Herzogs von Alençon, eine Weile vor seinem Herrn, nach den Niederlanden; auf der Strasse nach Termonde ließ ihn Imbiz anfallen, um ihn zu tödten und zu plündern; er und sein Gefolge aber vertheidigten sich so tapfer gegen die Räuber, daß er nur einiges Gepäcke verlor. Ueberdas machte man ihm seinen Ehrgeiz zum Verbrechen, und daß er sich eine Leibwache gehalten, auch Geld und Denkmünzen mit seinem Namen und Wappen geschlagen hätte; ferner die ränkevolle Art mit der er öffentliche Aemter und Stellen vergab, und seine treulose Verwaltung der

1584. öffentlichen Gelder, die er entweder für sich behielt, oder nach Willkühr verwendete. Der hauptsächlichste Klagsartikel war indessen immer sein verrätherisches Vorhaben, die Stadt den Spaniern zu überliefern, welches er während seines Aufenthalts in Frankenthal ausgeheckt hatte. Die ganze Anklags-Akte bestuhnd in 42. Punkten, wovon aber das angeführte alles Wesentliche enthält. Imbiz, der, wie wir schon oben mehrmals gesehn, im Unglück nie standhaft war, verantwortete sich sehr schlecht; gestuhnd alles ein, und suchte sich blos damit zu rechtfertigen, daß alles mit Wissen seiner Mitregenten und Mitbürger geschehen wäre; über seine letzte Verrätherey wußte er nichts weiter zu sagen, als daß er solche nicht während seinem Aufenthalt in der Pfalz angesponnen hätte. Dabey suchte er seine und seiner Voreltern Verdienst ungemein so geltend zu machen, und prahlte mit der Macht und dem furchtbaren Ansehn zu welchem er die Stadt erhoben hätte. Seine frühern Verbrechen würden ihn wahrscheinlich nicht aufs Schaffot gebracht haben. Denn sein Prozeß lag meist in den Händen seiner ehemaligen Anhänger, unter welchen sich wohl mehrere als mitschuldig fühlten; aber seine Verrätherey machte den wüthendsten Haß gegen die Spanier wieder rege, und lenkte die Rache eines ganzen Volks auf den Verräther. Auch die von der andern Parthey wollten ihm zu übel, als daß sie auf seine Rettung Bedacht genommen hätten; und kurz, sein Untergang schien allgemeiner Wunsch zu seyn. Er wurde also zum Tode verurtheilt, ins Stadtgefängniß gebracht, und den 4. August auf einem eigens dazu errichteten Gerüste auf dem St.

Pharaildenplatze enthauptet. Er mochte ungefähr 70. 1584.
Jahre haben.

Welche Bemerkungen lassen sich hier über die Unbeständigkeit des Volkes machen! Der Mann, den wir in seinem Steigen und in seinem Falle sahn, setzte alle Mächte, die sich in die niederländischen Unruhen mischten, in Furcht, und lenkte gleichsam den Gang derselben. Dreyssigtausend Menschen stuhnden auf, ihn vor fünf Jahren frey zu haben, als sie ihn gefangen glaubten; man mußte ihn herausgeben, ihren Tumult zu stillen. Und diese ganze Menge, die ihn einige Jahre her theils angebetet, theils sklavisch gefürchtet hatte, sah jtzt mit ruhigem Aug' und kalter Gleichgültigkeit seine Hinrichtung an. Nicht das geringste Hinderniß setzte sich entgegen; und von dem Augenblick seines Todes an war er so ganz vergessen, daß alle Tagebücher und Nachrichten jener Zeit, die sonst alle seine Schritte bis auf den Augenblick so treu verfolgen, zwar einmüthig sagen, sein Körper sey in seinem Familienbegräbniße beygesetzt worden, da er aber in mehrern Kirchen dergleichen hatte, nicht einmal einig sind, ob er bey St. Bavon oder bey St. Niklaus liege.

Das Jahr 1584. dringt uns die Bemerkung auf, daß im Laufe dreyer Monathe desselben der Tod dreyer berühmter Männer und der Hauptpersonen in diesem langen Trauerspiel erfolgt ist. Den 10. Junius starb der Herzog von Alençon auf die Art, wie wir oben erzählten, an einer Krankheit. Denselben Tag einen Monath nachher, den 10. Julius, wurde zu Delft der Prinz von Oranien ermordet. Und nur sechs Tage weniger als einen Monath

1584. darauf, den 4. August, wurde Johann Imbiz zu Gent enthauptet.

Imbize's Tod, samt den immer wiederhohlten heftigen Zuckungen und rasenden Tumulten, vergrösserten die Verwirrung und das Elend der grossen Stadt Gent immer mehr; die traurigen Folgen davon liessen sich noch mehr als einen Monath fühlen; es war Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln. Man findet in jenen Tagebüchern, wie dringend die Noth war; wie man alle überflüssigen Verzehrer abschaffte, und um welchen Preis die geringste Nahrung gekauft wurde. Sie geben uns eine genaue Beschreibung von den Scheusalen und steten Abwechslungen, von Zwisten und Grausamkeiten, welche täglich vorfielen. Hier ist nicht der Ort, diese besondern Anekdoten von Gent zu wiederholen, da solche ohnehin in mehrern handschriftlichen Nachrichten von Bedeutung aufgezeichnet sind. Indessen ist das Schicksal dieser Stadt so enge mit dem Schicksal aller übrigen Provinzen verknüpft, und sie spielte die lezten Jahre hindurch eine so wichtige Rolle in diesen Unruhen, in der sie freylich nicht zu ihrem Vortheil erscheint, daß wir nothwendig etwas ausführlicher davon reden mußten. Wir eilen nun damit zu Ende.

Der Prinz von Parma nahm sich vor, Gent immer stärker, aber nur stufenweise zu nöthigen, und mit Hunger zu bezwingen. Es gelang ihm wirklich. Schon zu Anfang des Jahres war die Stadt eingesperrt und mit Mangel bedroht, da man in Tournay an einem Frieden für Gent, Brügge, Ypern und das freye Land von Sluis arbeitete. Ypern ergab sich zuerst; Brügge und das freye

Land sahen die entsetzlichen Spaltungen der Gen- 1584.
ter, wo jeden Tag eine Faktion die andre unter-
schlug, und giengen schon im Monathe May einen
besondern Frieden ein. Schon einige Zeit vorher
wurde der Stadtkreis von Gent eingenommen; da-
her erfolgte dann eine vollkommene Belagerung, und
Einsperrung von allen Seiten. Nur vermittelst der
untern Schelde, blieb einige Gemeinschaft mit
Brabant über Termonde offen, woher noch etwas
Lebensmittel hereinkamen; dieß dauerte aber nicht
lange.

Als Ryhove, Imbize's Spießgeselle, den Fall des letztern, und jene Verrätherey vernahm, die auch ihm drohte, da er eben jtzt Commendant von Termonde war, entdeckte er wirklich auch einige Offiziere von seiner Garnison als Theilhaber an jenem Complot, und verstärkte das Corps seiner Truppen, welche ihm aber bald zur Last fielen.

Nachdem der Prinz von Parma seinen Plan auf Gent ausgeführt hatte, dachte er auf die Belage-
rung von Antwerpen; und da er jtzt Meister im
Felde war, so hielt er ein Corps Truppen in Lillo,
um den Fluß über Antwerpen zu decken. Ryhove
wollte dem Prinzen die Stirne bieten, und detaschierte
einen Theil seiner Garnison dahin; er selbst aber
gieng bald nachher nach Holland, um da einige
Vorkehrungen zu treffen, und Hülfe zu suchen. In
seiner Abwesenheit lockte man sein Volk auf eine
andre Seite, das Corps von Lillo fiel auf Ter-
monde los und schloß den Ort ein; derselbe konnte
sich nicht mehr vertheidigen, und übergab sich den
17. August.

1584. Der Herr von Ryhove, ehedem eben so berühmt als sein College Imbiz, kam nach dem Verlurst seines Gouvernements nicht mehr nach Flandern, sondern blieb in Holland, und starb dort einige Jahre nachher, an einer langwierigen Krankheit, welche sich mit einer Hirnwuth oder Raserey endigte. Sein jüngster Sohn war Gouverneur von Bergen op Zoom im J. 1622. als der Marquis Spinola die dortige Belagerung aufheben mußte.

Nach der Einnahme von Termonde warf der Prinz von Parma ein Lager bey Wetteren auf. Noch ehe der Winter eingefallen, hatte das ganze Waes-Land durch Vermittelung des Herrn Servais von Steeland, des Groß-Baillifs, und einiger andrer Mitglieder des Collegiums, die von der Sache wußten, einen Frieden eingegangen. Die Schlösser Ruppelmonde, Tamise, Wißekerke, und was irgend einem festen Platze gleich sah, wurde dem Prinzen übergeben, der jtzt mit seiner Armee in dieses Land einrückte, und bey Beveren, in der Nähe von Antwerpen und Gent, sein Lager aufschlug.

Dieser letztern Stadt waren sodann alle Wege gesperret, und es mußte ihr gehen, wie gewöhnlich allen grossen Städten in diesem Fall. Sie war bald ausgehungert, und nach aller der Noth, in der sie sich schon einige Monathe befunden hatte, jtzt vollends aufs äusserste gebracht. Unausgesetzt dauerte Zank und Zweytracht fort, und das hauptsächlich durch die Hartnäkigkeit der Reformierten oder Geusen, die, auf Anstiften ihrer zahlreichen Geistlichen, Wunder erwarteten. Diese letztern schmeichelten sich in ihren Predigten immerhin die Gewissensfreyheit zu erhalten,

und dauerhaft zu besitzen. Sie sendeten nach Hol- 1584.
land, England, Frankreich und Brabant um Hülfe aus; und wirklich schickten ihnen dieselben Speise zu, so lange der Paß offen war. Am Ende aber konnte sie nichts länger retten. Man schläferte das unwissende Volk noch mit träumerischen Predigten und Reden ein: Bald sollte der Prinz von Conde, bald der Herzog von Nevers, nach Cambrai gekommen seyn, ihnen mit einer grossen Armee zu Hülfe zu eilen und sie zu entschütten. Allein diese Träume mußten natürlich bald verschwinden, und dienten nur, das Elend zu verlängern und zu verdoppeln; man hatte indessen nur kein Brod mehr, und aß schon die allerunreinsten Dinge. Endlich zwang die Noth die immerversammelten und unter sich selbst zertheilten Collegien, der Stimme des Friedens Gehör zu geben; wer nicht wollte, gab aus Schwachheit nach, weil er sich nicht widersetzen durfte. Da von Zeit zu Zeit Trompeter aus dem Lager von Beveren kamen, die Stadt aufzufodern, oder aus andern Ursachen, so war der Verkehr gewissermaassen offen; endlich geschah' die Uebergabe an den Prinzen, und den 3. September vereisten die Abgesandten ins Lager. Allein das, was im May vorgefallen war, hatte die damalige gute Stimmung verrückt; man schlug das Anerbieten, sich auf dieselben Bedingnisse wie Brügge zu ergeben, anfänglich ab. Indessen wurden Unterhandlungen gepflogen, und endlich den 17. September die Aussöhnung mit Gent beschlossen, und im Lager zu Beveren unterzeichnet.

Die Capitulation bestuhnd aus 12. Artikeln. Nur allein die katholische Religion ist in derselben zuge-

1584. lassen; jedes andre Glaubensbekenntniß aber ausgeschlossen; denen die sich nicht zu jener halten wollen, sind zwey Jahre bewilligt, in welchen sie frey abziehen und mit ihrem Vermögen nach Belieben schalten mögten. Die Geistlichkeit sowohl als sonst jedermann wird wieder in seine Güter eingesetzt, und soll von nun an den vorigen Genuß davon haben. Die Stadt bezahlt 200,000. Gulden; einige hartnäckige Notabeln, erst sechs, hernach drey an der Zahl, die man von der Capitulation ausschloß, wurden einige Wochen ins Gefängniß gesetzt, dann aber freygelassen. Die Stadt unterzieht sich der Einquartierung der Garnison; und alles wird auf den vorigen Fuß gestellt. Dieß ist der hauptsächliche Innhalt der 12. Artikel jener Aussöhnung.

Bald darauf rückte eine Garnison wirklich ein; und sobald man von der Stadt Besitz genommen hatte, wimmelte der Fluß von Schiffen, mit allen Arten von Vorrath beladen, dem ausgehungerten Platz Erquickung zuzuführen. Alles gieng in so guter Ordnung zu, daß man noch an demselben Tag Ueberfluß hatte; und die folgenden fielen die Lebensmittel vollends wieder auf ihre gewöhnlichen Preise herab. Nach und nach wurden itzt auch die Magistratspersonen abgeändert; die Mönchen kamen wieder herbey, und wohnten, in kleinen Truppen, bey ihren Freunden und Verwandten so lange, bis ihre Klöster wieder aufgebaut seyn würden; denn es lag alles in einer so schrecklichen Verwüstung und verändertem Zustande, daß man sich nicht mehr kennen konnte. Einige niedergerissene Abteyen, welche ehedem auf dem Lande gewesen, liessen sich wenige Jahre nachher in der Stadt nieder, und bauten sich dort an.

Nach dem was die Geschichtschreiber dieser Zeiten 1584.
sagen, schien es unmöglich, alle Dinge in ihren vorigen Stand zurückzustellen, und zumal die rechtmäßigen Eigenthümer wieder in ihre Rechte, Gerichtsbarkeiten und entrissene Nutznieſſungen einzusetzen. Auch brauchte es freylich geraume Zeit dazu; dennoch kam man unbemerkt damit zum Ziele.

Der Rath von Flandern hielt sich seit 1580. in Douai. Nunmehr sendete der Magistrat von Gent, mit Bewilligung des Prinzen, Deputierte dahin, denselben unter annehmlichen Bedingnissen zu sich zurück in seine Stadt einzuladen. Darüber wurde ein neues Konkordat errichtet, welches der König bekräftigte, und das noch bis auf itzt besteht. Die Rathsglieder kamen also mit allen den ihrigen zurück, und die Stadt sendete ihnen in eigenen Unkosten Wagen, Schiffe und Bedeckung für sie, ihre Familien, Meubeln und Gepäcke bis nach Douai. Den 9. März 1585. kamen sie in Gent an; den 18. 1585.
darauf eröfneten sie ihr Tribunal wieder, und hielten ihre erste Sitzung. Diejenigen, welche vermöge der Erwählung des Erzherzogs Matthias, den Titel von einem solchen Rathe angenommen, und sich eben so die Verrichtungen der Rechnungskammer angemaaßt hatten, verschwanden; mehrere davon begaben sich nach Seeland, wo wirklich etliche Familien derselben noch vorhanden sind.

Dergestalt kam die Provinz Flandern, nach einem neunzehn bis zwanzigjährigen Kriege, wieder an die spanische Monarchie. Alle mittlerweile vorgegangenen und unzählbaren Zwischenvorfälle endeten also zulezt nur damit, sie unter ihre alte Herrschaft zurückzubringen. Mit den flamändischen Gränzstäd-

1585. ten kam die Aussöhnung früher als mit den übrigen zu Stand; alsdann folgten allmählig auch die andern nach; es geschahen so viele Belagerungen, Blokierungen, und beynahe so viele Partikular-Friedensschlüsse wurden geschlossen, als Städte und Distrikte einzunehmen waren. Das Land wurde Stück vor Stück eingenommen, während dem seine Hauptstadt, welche seit einiger Zeit mehr noch durch ihre innere als äussere Unruhen gelitten hatte, ihre Rettung durch eine verzweifelte Vertheidigung ertrotzen wollte. Endlich aber erlag sie doch dem Hunger und allem damit verknüpften Elend, ergab sich freylich später als alles übrige, und vollendete so die Rückgabe der ganzen Provinz.

1584. Beynahe eben so gieng es mit **Brabant**. Der Prinz von **Parma** bediente sich derselben Mittel, auch diese Provinz stückweise zu erobern, und gelangte zum Ziele. **Antwerpen** war für ihn ein sehr wichtiger Gegenstand; und schon vor der Uebergabe von **Gent** nahm er, von dem Lager bey **Beveren** aus, seine Maaßregeln auf diese Stadt. Seit 1584. rückte er derselben allmählich näher, und fieng damit an, daß er ihr die Zufuhr erschwerte. Zu dem Ende mußte er ihr die Schelde an der Mündung sperren; und dieses bewirkte er durch die Eroberung von **Lillo** und **Linfkenshoeck**, wo er Redouten aufführte, um die Schiffarth zu hindern. Das Vorhaben des Prinzen wurde bald allgemein bekannt. Seine Staabsoffiziere fanden es zu gewagt, und stellten ihm vor, ungeachtet er itzt das Feld behauptete, so müßte er hier drey verschiedene Armeen haben, für jede Seite des Flußes eine, und eine dritte gegen **Brabant**, um der Stadt alle Lebensmittel

abzuschneiden, ehe er sie belagern könnte. So wie 1584.
man nun auf spanischer Seite alle Zurüstungen machte, erwachten auch die Feinde wieder. Was man noch an guten Truppen hatte, zog sich nach Antwerpen; man versah die Stadt mit Mund- und Kriegsvorrath zum Ueberfluß. Philipp von Marnix, Herr von St. Adelgonde, derselbe der die Unruhe-Scenen im Lande eröffnete, bey welchem auch das erste Compromiß geschlossen wurde, mit einem Wort der vertrauteste Freund des verstorbenen Prinzen von Granien, übernahm das Commando und die Vertheidigung. Seeland rüstete Flotten aus, Holland Fußvölker; alles was noch an der Conföderation hieng, setzte sich in Bewegung für diese Stadt. Auch die auswärtigen Mächte nahmen lebhaften Antheil. Man hielt diese Unternehmung für so wichtig, daß sich mit ihr das ganze Schikfal der Niederlande entscheiden sollte. Der Herbst dieses 1585.
Jahres gieng noch mit den gewaltigsten Zurüstungen von beyden Seiten hin; so daß die Hauptvorkehrungen erst im J. 1585. anfiengen, und mit dem größten Eifer betrieben wurden. Denn der Prinz von Parma ließ sich von seinem Plane nicht abwendig machen; weder die Räthe noch die Beredsamkeit seiner Generalen konnten ihn erschüttern, so wenig als die Gefahren, die doch täglich vor seinen Augen wuchsen. Immer fest auf seinem Vorhaben hielt er sich in seinem Lager bey Beveren, und lenkte von da aus alle nöthigen Zurüstungen. Er hatte überdas noch einen Beweggrund zu seiner Handlungsweise, der ihm Verdruß genug machte, über welchen er sich aber nicht beklagen durfte, so üble Folgen derselbe auch nach sich ziehen konnte. Spanien

1585. nämlich, sey es um seine Kräfte für andere grosse Absichten zu sammeln, die in den folgenden Jahren sich äusserten, oder aus Gründen die nur den Prinzen betrafen, sandte — kein Geld mehr. Die Truppen mußten dieses natürlich an ihren Besoldungen entgelten; mit ihren Meutereyen und Aufruhren hatten sie ehedem alles verdorben, und der Prinz kannte die Art der spanischen Ausschweifungen aus ältern Tagen. So war es ihm denn nicht wenig darum zu thun, ihnen Beschäftigung zu geben; zu dem Ende ermunterte er sie mit der Hofnung einer Eroberung von solcher Wichtigkeit, wie die von Antwerpen und ganz Brabant, und verlor keine Zeit sein Werk zu beschleunigen. Während dem man sich nun vor dieser Stadt herumbalgte, Schlösser und Redouten einnahm, und wieder andre aufbaute, bedrohte dasjenige Corps, das in Brabant lag, die grössern Orte, und machte sich von den kleinern wirklich Meister. Es nahm Willebröeck und Vilvorde weg; denn die Provinz war ziemlich an Truppen und Munition entblößt, weil man auf Kosten aller andern bloß für Antwerpen gesorgt hatte. Die Eroberung dieser zwey Plätze setzte die Stadt Brüssel in solche Verlegenheit, daß sie bald darauf in Hungersnoth gerieth. Man hatte nämlich einen Transport, der für sie bestimmt war, aufgefangen und die Bedeckung geschlagen. Darüber geriethen die Einwohner in Zerwürfniß; und die Noth wurde so groß, daß sowohl Temple, der Commendant von der Besatzung, als der Magistrat, jeder ihre besondern Gesandten in das Lager von Beveren abschickten, wo denn doch eine Aussöhnung, vermittelst einer ehrenvollen Capitulation, aber erst den 10. März

1586.

1586. vor sich gieng. So wie Brüssel sich ergeben 1585.
hatte, geschah' es auch wenige Monathe darauf mit Mecheln und andern Brabantischen Städten. Selbst Nimwegen wurde um diese Zeit erobert.

Indessen dauerte die Belagerung von Antwerpen immer fort; täglich fielen kleine Treffen in der Nähe vor. Der Pater Strada liefert in seiner Geschichte ein, wie es scheint, sehr genaues Tagebuch von allen merkwürdigen Vorfällen, welche sich während dieser Belagerung eräugnet haben, und giebt zumal eine Beschreibung von der bewaffneten Brücke, die man vor der Stadt aufschlug. Diese seltsame Brücke war über Antwerpen, von Calloo auf Lillo oder ganz nahe an diesen Orten hingezogen; sie hatte 2400. Fuß Länge, an beyden Enden mit einer festen Redoute versehen. Gegen Antwerpen und gegen dem Meere wurde sie von schwebenden Aussenwerken bedeckt, mit Balken und eisenbeschlagenen Pfählen befestigt; das Ganze lag an zusammengeketteten Schiffen, mit Pallisaden umgeben und an Ankern hängend, so daß die Brücke mit der Ebbe und Fluth frey steigen und fallen konnte. Man arbeitete lange mit unglaublichen Unkosten an diesem Werke, das der Prinz von Parma erfand, und mit Beyhülfe der flamändischen Ingenieurs Barocci, Plato und Ludwig Cambien, ausführte. Schon wollte man an der Möglichkeit der Bewerkstelligung desselben verzweifeln, als es unvermuthet gelang, und gegen Ende des Februars 1585. nach ungeheuern darauf verwendeten Summen und Arbeit fertig dastuhnd. Bis itzt konnten die Seeländer den Fluß herab, hinauf und herüberfahren, ungeachtet aller Hindernisse, die man ihnen entgegensetzte.

1585. Nun aber sperrte diese Brücke das Meer und die Mündung des Hafens von Antwerpen gänzlich. Der Feind wendete alles an, sie zu zerreissen; Tag und Nacht griff man sie mit Schiffen, Brandern, und vom festen Lande her an. Ein gewisser Friederich Genibelli, von Mantua gebürthig, der, wie Strada sagt, in Italien als Ingeniur gedient hatte, nach dem Berichte van Meterens aber lange schon zu Antwerpen wohnte, hier verheurathet und überall sehr wohl bekannt war, ein treflicher Künstler, Physiker, und besonders ein Feuerwerker vom ersten Rang, anerbot seine Dienste zur Zerstörung dieser Brücke. Zu dem Ende nahm er vier grosse platte Fahrzeuge mit hohen Borden, mauerte dieselben mehrere Etagen hoch auf, füllte den mittlern Raum mit einem besonders zusammengesetzten Pulver aus; warf dann auf dieses eine ungeheure Last von Quadern, Grabsteinen, mit Ketten behängten Pfählen und eisernem Hagel, und ließ über alles wieder eine flache gemauerte Decke ziehen, auf welcher er ein großes helles Feuer anzündete. Als diese vier grossen Brander, begleitet von zehn oder zwölf kleinern, und auf gleiche Weise brennend, sich der Brücke näherten, griffen die Spanier zu den Waffen, besezten dieselbe von einem Ende zu dem andern, und meinten, diese Branderflotte eben so leicht abzutreiben als jene kleinern, die sie täglich vor Augen sahen. In einer gewissen Entfernung trieben nun die Steuermänner die vier grossen Brandschiffe in den vollen Zug des Stroms, eins hinter dem andern, und flüchteten sich dann auf den Schalupen. Auf den ersten Allarm hatte sich der Prinz von Parma, mit mehrern hohen Offizieren, in einen

hölzernen Thurm an der einen Seite der Brücke be- 1585.
geben; hier sahen sie die flammende Flotte daher-
schwimmen. Einige von den Fahrzeugen verirrten
sich; drey von den grossen giengen im Strom und
an den Gestaden gar unter; nur das vierte, nebst
einigen kleinern, schwamm auf die Brücke los. Ein
Fähndrich, der etwas Ingenieur-Kenntniß besaß,
bat den Prinzen auf den Knieen, daß er sich doch
wegbegeben möchte, weil hier sicherlich Gefahr sey.
Derselbe gab endlich nach, und entfernte sich mit
den Generalen Del Vasto und Gajetani. Kaum
waren diese vom Thurme herunter, und auf dem
Wege gegen der Schanze St. Margaretha, als das
Schiff an die Brücke anstieß, und berstete. Und
nun geht es über alle Beschreibung, so wie über alle
Vorstellung, welch gräßliche Wirkung dieß Fahrzeug
that, das man nachwärts so richtig die hölliſche
Maschine nannte. Der Knall war fürchterlicher, als
man je etwas gehört hatte; die Erde schien einstür-
zen zu wollen; eine halbe Stunde rund umher ward
alles zu Boden geschmettert; man spürte die Er-
schütterung auf neuntausend Schritte weit; niemand
blieb auf den Füßen; der Prinz und seine beyden
Begleiter hatten das gleiche Schikſal, und wurden
alle von den Stein- und Eisen-Regen verwundet.
Dem erstern, der ohnmächtig hingestrekt lag, fiel
ein Pfahl zwischen Kopf und Schulter; dennoch er-
hohlte er sich bald wieder. Die hölzerne Schanze,
von der er so eben herabgestiegen, war verschwun-
den. Der Marquis von Richenburg, andre sagen
Roubais und Billi, kamen ums Leben; man fand
ihre Körper, samt allen denen, die bey ihnen gewe-
sen, weit weggeschleudert. Der Fluß, oder eher Meer-

1585. busen an diesem Ort, öffnete seine Tiefen, und warf seine Wogen mit solcher Gewalt auf alle Seiten aus, daß die Schanzen, Redouten und Dämme augenblicklich bedeckt waren, und das Wasser weit über sie hinanschwellte. Eine andre dieser Maschinen hatte sich gegen die flandersche Küste hingelenkt, und richtete daselbst ebenfalls gewaltige Verheerung an; die andern versanken ohne Wirkung. Man kann sich vorstellen, wenn diese vier Maschinen auf einmal, oder doch nacheinander an die Brücke gekommen wären, welche verwüstende Umwandlung erst dann diese ganze Gegend gewonnen hätte. Die eben beschriebene Schreckensscene gieng auf den Abend vor; ein Todesschrecken darüber dauerte die ganze Nacht hindurch; weil aber weder itzt noch am Morgen kein Angriff von Seeland her, auch kein Ausfall aus der belagerten Stadt erfolgte, so faßte der Prinz und die Seinigen wieder Muth, und fiengen an, die Brücke allmählich auszubessern; denn mehrere Schiffe an derselben waren entweder zermalmt, verbrannt, oder versenkt, und eine Oefnung von vielen Klaftern eingebrochen; man verschloß diese wieder mit Pfahlwerk, und gelangte mit grosser Mühe dahin, den Paß von Neuem zu sperren. In Antwerpen und an der seeländischen Küste hatte man zu spät erfahren, welche Wirkung der höllische Brander gethan, um davon Vortheil zu ziehen.

Genibelli fuhr zwar fort, Maschinen von andrer Art zuzurüsten; ließ aber seine Arbeit eine Weile ruhen, weil man itzt mit einem neuen Projekt umgieng, Antwerpen durch Ueberschwemmung beyzuspringen, so wie man es bey der Belagerung von Leyden gethan. Zu dem Ende aber mußte man sich des Damms

von Cauwenstein bemächtigen, und denselben durch- 1585.
stechen. Man traf mit den Belagerten Abrede darüber; den 26. May griffen die Seeländer den Damm an, und kamen so weit, daß es nur noch um die Durchbrechung zu thun war. Allein die Signale kamen in Verwirrung, die Nachhülfe blieb aus, und die Spanier gewannen die Oberhand. Es erfolgte ein schweres Treffen, wobey man mehr als 2000. Mann einbüßte; die Seeländer wurden vom Damm zurückgetrieben, und die Spanier bemächtigten sich seiner von Neuem und besserten ihn aus.

Eine Menge vorgefallener Scharmützel, Diversionen, Erfindungen von allerley neuen Arten oft sehr fürchterlicher, aber meist eben so unnützer Maschinen, kann ich hier nicht anführen, da ich kein Tagebuch von dieser Belagerung schreiben will. Aber mit Einem Worte zu sagen: Man vergaß von beyden Seiten nichts, was zur Eroberung und zur Vertheidigung dienen konnte.

Unterdessen mußte die Stadt, beym Anblicke der noch wenigen schönen Ueberreste ihrer ehemaligen Herrlichkeit endlich des Kriegs müde werden. Sie zerfiel in Faktionen. Gerade wie in Gent hatte der Calvinismus eine Zeitlang die Uebergewalt; und das Volk war hier nicht weniger als dort tollkühn und aufrührisch. Die Lebensmittel giengen auf, und wurden täglich theurer. In einigen Volksaufläufen schrie man schon mit lauter Stimme nach Frieden. St. Adelgonde und andere Deputierte fiengen seit dem Junius an zu kapitulieren, und machten mehrere Hin- und Herreisen deswegen; so dauerte es noch bis den folgenden Monath; endlich übergab sich die Stadt den 17. August 1585. Die dießfälli-

1585. ge Unterhandlung wurde ebenfalls im Lager zu Beveren ins Reine gebracht. Der Prinz hielt schon den 27. zu Antwerpen einen prächtigen Einzug. St. Adelgonde hatte des Schutzes seiner Freunde und einer strengen Rechtfertigung nöthig, um sich in Holland zu entschuldigen, wo man in der Beglaubigung stuhnd, er hätte die Stadt noch länger halten können, und er verlor viel von seinem bisherigen sonst so grossen Rufe.

Die Uebergabe von Antwerpen, deren Belagerung die Aufmersamkeit von ganz Europa auf sich gezogen hatte, gab nun auch den entferntesten Nationen vielen Stoff zu politischen Betrachtungen. Sogar dem Könige Philipp II. welcher gar wohl wußte, wie wichtig diese Begebenheit für ihn war, thaute die Nachricht davon jenes eiskalte Pflegma auf, dessen man ihn beschuldigt. Er bekam die Botschaft in der Nacht zu ungewohnter Stunde; dennoch gieng er unverzüglich auf das Zimmer seiner vielgeliebten Tochter, der Infantin Isabella, ihr zu verkünden: Daß Antwerpen übergangen sey!

Die langwierige Belagerung dieser Stadt, bey welcher sich sowohl innert als ausserr derselben viele freywillige Soldaten und müßige Zuschauer einfanden, die verschiedenen Zwischenvorfälle dabey und die kriegerschen Auftritte welche sie veranlaßte, geben ihr eine Aehnlichkeit mit der Belagerung von Troja. Man sprach und schrieb so viel davon, daß nur noch ein Homer oder Virgil mangelte, sie mit einer Iliade oder Aeneide zu besingen.

Dritter Abschnitt.

Verfall der Conföderation. — Der Prinz von Parma unterwirft sich eine Provinz nach der andern. — Die Utrechter-Union hält sich zwar, kömmt aber durch den Tod des Prinzen von Oranien in gefährliche Zerrüttung. — Unverhofte Hülfe. — Spanien greift England an, und schützt die Ligue in Frankreich. — Der Prinz von Parma wird dadurch in seinen Fortschritten gehemmt, und die Vereinigten Provinzen kommen zu Athem.

Es erhellet aus den vorhergehenden Abschnitten, wie sehr sich die Sachen seit fünf oder sechs Jahren änderten. Bey dem Tode Don Juans und der Ankunft seines Nachfolgers hatte Spanien, von den siebenzehen Provinzen, allein noch Luxenburg und einen Theil von Namür, und durfte sich nicht Hofnung machen, die übrigen mit Gewalt wieder zu erlangen. Die innere Unruhe und Zweytracht aber thaten wirklich mehr, sie wieder unter den Zepter der Monarchie zurückzuführen, als die furchtbare Macht derselben.

Beym ersten Entstehen der Unruhen und den damit verbundenen Unternehmungen, setzte man ohne Wahl, und zumal ohne einige Rücksicht auf Religion, so wenig als auf das allgemeine Beßte und das wahre Interesse der Freyheit, blindlings alles aufs Spiel. Nachdem man aber diese leztre mit dem Degen in der Faust wirklich erfochten hatte, und die Provinzen durch tausenderley Schicksale des Joches losgeworden waren, wußte man sich eben

so wenig friedlich in den Genuß der Früchte einer so schweren Arbeit zu theilen. Umgestümmer Religionseifer, Privateigennutz, und der Ehrgeitz mehrerer Partikularen erzeugten Verwirrung, Kirchenraub, Gewaltthätigkeiten aller Art, und kurz allgemeine Anarchie. Nach gemeiner Erfahrung aber wird ein dergestalt anarchischer Staat bald seinen Feinden zur Beute; und dieses erwahrte sich an mehrern der besagten Provinzen pünktlich.

Der Prinz von Oranien hatte diese Zweytracht schon allzuwohl erfahren, und ihre unglükseligen Folgen vorhergesagt; und weil er an der Aufrechthaltung der allgemeinen Union verzweifelte, dachte er darauf, wenigstens einen Theil davon zu retten; dies that er eben in der Utrechter-Vereinigung vom J. 1579. Diese war weit einfacher, aufrichtiger und uneigennütziger, und machte keine Trennung zwischen Heiligen und Profanen, so daß keine einzelnen Staatsglieder ihre Wirksamkeit hemmen konnten. Die Einwohner der in derselben begriffenen Länder, giengen die ersten mit vereinigter Kraft auf den gemeinschaftlichen Feind los, stimmten in ihrer Gemüthsart mehr miteinander ein, und waren entschlossener die Waffen zu führen und sich in ihrer Freyheit festzusetzen. Der Prinz, welcher die Neigungen und die Kräfte dieser Provinzen vollkommen kannte, wählte sie darum gleichsam zum Mittelpunkt der Vereinigung, an der die übrigen nur in einer schiefen Richtung hiengen. Auch waren diese sieben Provinzen ihm am treuesten zugethan, und stuhnden unmittelbar unter der Leitung seines Raths und seiner Werkzeuge. Alles Volk hieng an ihm. Als er nun in ihrer Mitte meuchelmörderscher Weise ums Leben

gebracht wurde, entstuhnd die äusserste Betrübniß, die sich weder verbergen noch verhüllen konnte. Ganz Europa erschallte von ihren Trauerklagen. Die Sprache aller Gesandten an den auswärtigen Höfen, ihre Schlüsse und Reden daheim, die Schaumünzen sogar welche bey dieser Gelegenheit geschlagen wurden, mit Einem Wort Alles bewies ihre Niederschlagenheit und Unentschlossenheit. Unter diesen Denkmünzen war besonders eine, welche die schwierige Lage der Sachen fürtreflich ausdrückte; sie stellte ein Schiff ohne Mast, ohne Segel und Steuer im wüthenden Meere vor, mit der Inschrift: Incertum quo fata ferent (ungewiß wohin es vom Schikfal verschlagen wird). Man beklagte den Prinzen, und alle Klagen waren aufrichtig gemeint. Man verhärtete sich in der Noth, setzte den Krieg aus Verzweiflung oder aus Rache fort, und verwarf jeden Friedensvorschlag.

So augenscheinlich aber Spanien in diesem Kriege dem so kleinen Distrikte, einer blossen Trümmer der Conföderation, mit seiner Macht überlegen schien, und ungeachtet täglich von seinen Verbündeten und Nachbarn von ihm abfielen, so hielten sich die Sieben Provinzen, izt zu einer neuen zwar ganz unausgebildeten Republik vereinigt, noch sehr gut.

Gleich in den ersten Jahren zeigte es sich, daß diese Stiftung mehr Festigkeit hätte, als man ihr zutraute. Ihre Kräfte und Hülfsquellen entwickelten sich nach und nach, befestigten diesen neuen Staat, und gaben ihm Ausdehnung. Von itzt an hätte man schon sagen können: Das Schikfal erklärt sich für ihn. Wer hell sah, konnte muthmaassen, diese Vereinigung würde den Unruhen, und dem langen blu-

tigen Kriege, der diese schönen Provinzen beynahe ganz zugrundgerichtet hatte, ein Ende machen. Es war von Ferne zu vermuthen, daß der größere Theil der Provinzen, wenn sich das Ungewitter gelegt haben würde, sich auf seinem ehemaligen Angel umdrehen und unter die Herrschaft von Spanien zurückkehren, andre aber nie wieder dahin zurückfallen würden. Von itzt an ließ sich in die Zukunft hinaus sehen, es wären auch hier Gränzen gesetzt, und die Vorsehung würde die Scheidmarche ziehen. Allein es mußten noch viel Blutvergiessen, häufige Revolutionen, unvorhergesehenen Ereignisse, auswartige Händel, und zwanzig Jahre Krieges vorhergehen, ehe die wirkliche Entscheidung erfolgen konnte.

Um der Zeit dieser Entwicklung nicht vorzugreifen, wird es wichtig seyn zu untersuchen, welches die unbekanntern oder doch unbebemerktern Quellen waren, aus denen man Muth und Hofnung für das ausserordentliche Unternehmen schöpfte.

Die Republik war, wie schon gesagt, in ihrer Kindheit, und bestuhnd aus Sieben Provinzen, von denen aber drey, höchstens viere, als die zunächst am Meere liegenden, die ganze Last auf sich trugen.

Man erinnere sich, daß die Handelschaft, bey ihrem durch die Unruhen verursachten Sinken, sich nach Holland flüchtete. Bey der ersten und zweyten Eroberung von Antwerpen, wendeten sich wohl 100,000. Flüchtlinge mit aller ihrer Industrie und Vermögen dahin. Diese Leuthe gewöhnten sich bald an den Arbeitsfleiß und an die Eingezogenheit der Landeseinwohner, und bereicherten sich dadurch in einem Lande, wo alle Lebensbedürfnisse, ausser de-

nen, welche Fischerey und Viehzucht liefern, mangeln. Daher wird man es kaum glaublich finden, daß seit 1586. und 1587. gerade den allerschwierigsten Jahren für den neuen Staat, schon jährlich mehr als achthundert befrachtete Schiffe in seinen Seehafen ab und zusegelten, deren doch nur einer oder zween wohl gelegen sind. Ausserdem hielten sie zu derselben Zeit über hundert Linienschiffe, zum Behuf und Bedeckung dieser Kauffahrtey und Fischerey; neben 24,000. Mann gut besoldeter Landtruppen, mit dem erfoderlichen Artillerie-Train, und was sonst dazu gehört; und dieses alles auf eigene Unkosten, ohne irgend eine fremde Beyhülfe.

Das Volk vermehrte sich unendlich, und der Geist des Prinzen von Oranien lebte immer in demselben fort. Unversöhnlicher Haß gegen die Spanier, Liebe zur Freyheit und Unabhängigkeit, belebte diese zahlreiche und arbeitfleißige Nation. Die Weisen, welche am Staatsruder stuhnden, sahen wohl ein, daß die Politik erfoderte, diesen trefflichen Gemeingeist zu benutzen. Sie pflanzten also die Freyheitsfahne auf, um die Handelschaft von allen Theilen der Welt herbeyzulocken; und dieser Entwurf gieng nach und nach sehr gut von statten. Die Hansee-Städte, die Italiäner und andre Kaufmannschaft treibende Völker, erbost über die Grausamkeit der Spanier, und über ihren schweren Verlust zu Antwerpen und andern Orten, wählten für die Zukunft zu ihrer Niederlage Amsterdam. Ich rede aber hier bloß von dem ersten Aufkeimen des Handels, der in den Jahren 1580. und den nächst folgenden, während der meisten Eroberungen des Prinzen von Parma, schon so beträchtlich war. Denn es wird in der Folge

mehr als einmal Gelegenheit geben, sein Steigen wahrzunehmen, als nämlich zum Behuf der Kaufleuthe die Städte vergrössert werden mußten, die Holländer sich der spanischen und portugiesischen Kolonien bemächtigten, in Indien eine eigene Monarchie gründeten, und sich zu Geschäftstragern aller vier Welttheile machten. Hier ist es hinreichend zu bemerken, daß ihre Handelschaft von da an die beßte Hülfsquelle für sie war, und sie in den Stand setzte, einen so kostbaren Krieg auszuhalten.

Als sich Antwerpen im J. 1585. den Spaniern ergab, hielt man diesen Verlurst für die Vereinigten Provinzen, so wie für alle übrigen, in jeder Betrachtung für unersetzlich. Allein durch einen unvorgesehenen Streich des Schicksals fiel derselbe zum größten Vortheil der erstern aus. Der Pensionar de Witt sagt in seinen Memoiren rund heraus: Der König von Spanien hätte eine grosse Unklugheit bey der Eroberung von Antwerpen begangen, daß er ihr die Schelde nicht öfnete, in der Meynung dadurch diese allzumächtige Stadt zu entkräften; und so bald der König es vernachlässigte, sich der See zu versichern, hätte er dadurch dem Handel, der Fischerey und Schiffarth, die sich noch in Flandern erhalten hatten, den letzten Stoß gegeben. Die Fischerey, setzt er hinzu, fiel gänzlich an Holland, und ein Drittheil der Manufakturen gieng nach England hinüber. In der That verließen viele Kaufleuthe nach der Eroberung von Antwerpen, im Laufe jener zwey Jahre, welche die Kapitulation zum freyen Abzug anberaumte, die Stadt, weil sie den Untergang der Handlung voraussahen. Eben so gieng es in Brüssel, Gent, Ypern, Brügge,

so daß einige tausend Menschen nach Holland auswanderten, und ihren Reichthum, ihre Korrespondenz und Geschicklichkeit mit dahin zogen. So wie also die mit Spanien wieder ausgesöhnten Provinzen an Kräften abnahmen, so zogen die Vereinigten Provinzen ihren Vortheil davon, und gewannen für die Kräfte und Befestigung ihres neuen Staats.

Eine andere Ursache welche die Holländer muthvoll machte, alle spanischen Anträge von sich abzulehnen, war ihre höchst wahrscheinliche Hoffnung auf den Beystand auswärtiger Mächte. Frankreich konnte ihnen freylich mehr nicht geben als Gunstbezeugungen und gute Worte. England aber unterstützte sie thätig und nachdrücklich. Indessen schlug dieser Beystand selbst beynahe zu ihrem Nachtheil aus, und legte ihnen ein neues Hinderniß in den Weg, welches sie aber ebenfalls glücklich besiegten.

Wie schon gesagt, so übergab die Königin Elisabeth das Kommando ihrer Hülfstruppen dem Grafen von Leyceſter, der zugleich ihr Repräsentant bey der Regierung der Provinzen seyn sollte. Wir haben oben eine dürftige Skitze von seinem Herkommen, seiner Erhöhung und seinem Charakter entworfen. Dieser Mann, in England wegen seines eigenmächtigen Einmischens in mancherley Geschäfte sehr gehaßt, war so zu sagen der erklärte Günstling der Königin, und eitel genug so gar für ihren Liebhaber gelten zu wollen; der sich herausnahm sich mit ihr zu verheurathen, ungeachtet er bereits zwo Frauen hatte; denn ein schlimmer Leumund nannte seine erste Gemahlin als noch lebend, da er schon die zweyte ehlichte. Er war der süsseste Höfling

seiner Zeit, ganz in Wollust und Weichlichkeit versunken. Mit dem glänzendsten Gefolge kam er über Meer, eben als der Prinz von Parma Sluis belagerte. Er wandte alles an, dieser Stadt zu Hülfe zu kommen, konnte aber nichts ausrichten, und legte sodann den Holländern die Schuld bey, woraus gleich bey seiner Ankunft ein Zerwürfniß mit ihm entstuhnd, das sich von da an immer vergrösserte. Wenn wir schon oben bemerkten, daß er seinen Stolz und seine wohlriechenden Wasser mit nach den Niederlanden brachte, so müssen wir hier noch weiter hinzusetzen, daß er solcher Sächelchen allzugewohnt war, und derselben weder bey der Armee noch bey der Flotte entbehren konnte. Diese Weichlichkeit stuhnd mit den rauhen, bäurischen Sitten der Einwohner in einem solchen Abstand, daß sie ihm lauter Spott und Verachtung zuziehen mußte. Bey allen vorfallenden Staatsgeschäften waren erst ganze Tage erfoderlich, ihm seinen Rang und seine Vorrechte sicherzustellen. Er betrug sich, wie wir schon einmal bemerkt haben, als Vice-König, und überschritt nicht selten seine Gouverneurspflicht, die er, nach ältern Begriffen zu modeln, und, neben den militarischen, auch auf politische und Finanzgeschäfte auszudehnen suchte. Darüber fand er dann starken Widerspruch bey einigen Staatsgliedern, die sich schon groß genug fühlten, mit ihm als Republikaner zu sprechen. Dieß erhitzte die Zwistigkeiten noch mehr, die Holländer führten bittere Klagen über ihn am Hofe zu London; er beschuldigte sie hinwieder der Undankbarkeit. Auch hatte er sich, gleich Don Juan und dem Herzoge von Alençon, beygehen lassen, sich Meister von einigen festen Plätzen

zu machen. Um diesen Entwurf zu vereiteln, wechselte man die Besatzungen ab, bewachte die Thore der Städte desto sorgfältiger, und gab geheime Ordre, ihm den Einzug mit einem grössern Gefolge zu versagen, als eine gewisse bestimmte Zahl ausmachen würde. Wirklich erfuhr er in einigen Städten so einen Abschlag. Es kam ein Komplot zum Vorschein, nach welchem die Stadt Leyden ihm ausgeliefert werden sollte; die Urheber desselben wurden zum Tode verurtheilt. Dieses alles geschah' mit mehr Eifer als Klugheit; denn man bedurfte damals des Schutzes der Königin Elisabeth noch sehr; und Leyceſter stuhnd in dem größten Kredit bey ihr. Um diese Zeit verbreitete sich auch eine Sage, Leyceſter hätte dem Prinzen von Parma den Vorschlag gethan, sie beyde wollten die niederländischen Provinzen, auf Kosten Spaniens und der neuen Republik unter sich theilen, und sich verbünden, diese Theilung mit aller Gewalt, die sie in Händen hätten, sicher zu stellen. Diese dunkele Sage bestäthigte sich nie, war auch nicht wahrscheinlich; so falsch sie aber war, that sie dem spanischen Prinzen grossen Schaden. Die Königin von England, der häufigen Klagen endlich müde, zog nähere Kundschaft ein, und erkannte, wiewohl etwas späth, daß sie an dem Grafen von Leyceſter keine gute Wahl getroffen hätte, und derselbe am allerwenigsten für so eine Staatsverwaltung taugte. Sie handelte darum sehr weise, als sie den Grafen ohne weitere Erklärungen zurückrufte, und ohne einen andern an seine Stelle zu setzen, oder sich weiter in die politische Regierung der Holländer zu mischen, denselben ihren Beystand leistete wie vorher. Leyceſter gab seine Abdan-

kungs-Akte erst nach seiner Rückkehr in England von sich, und sendete sie durch das Ministerium an die General-Staaten. Seine Feinde hatten seine Abwesenheit benutzt; die Königin empfieng ihn sehr kalt, und sein vermessener Stolz verdarb ihm seine Sache vollends bey ihr; er schrieb an die Stände der Vereinigten Provinzen Briefe, strotzend von Eitelkeit und Schmähungen. Endlich nahm er auch seine Entlassung vom Hofe, und begab sich nach seinen Gütern in Rillingnort, eine der abgelegensten Provinzen vom Hofe, starb aber auf dem Wege ehe er dort ankam, den 14. September 1588. die Einen sagen an einem Fieber, die andern an Gift.

Die Republik bekam nach diesem Sturme einige Ruhe, und richtete nun ihr Aug' auf den Prinzen Moritz, der insgemein der Graf Moritz von Nassau heißt, weil sein älterer Bruder der Prinz von Oranien immerfort in Spanien gefangen saß. Er war itzt zwanzig Jahre alt, und ließ die vortrefflichsten Eigenschaften von sich blicken. Man setzte ihn also wirklich in alle Stellen seines Vaters ein; denn bisher hatte er bloß die Titel derselben. Dieser Prinz brachte bey seinen fortrückenden Jahren die Republik auf den Gipfel der Ehre, und auf denjenigen Punkt, wo man anfieng, sie unter die unabhängigen Mächte Europens zu zählen. Die Tapferkeit und Klugheit dieses Prinzen, von welchem wir in der Folge mehr zu sagen Anlaß haben werden, war ein unerwartetes Glück für den neuen Freystaat, und diente ebenfalls seine Verfassung schon in ihren Anfängen festzugründen.

Zu diesen eben erzählten Hülfsmitteln, welche die Hofnung der Holländer für das Aufkommen ihres

Staats

Staats nährten, gesellte sich noch der ganz zufällige Umstand, daß man nämlich zu bemerken anfieng, wie die Verfolgungen des Feindes sich nach und nach milderten. Der König von Spanien rückte mit seinen lange gebrüteten Projekten hervor, die alle seine Schätze und Kräfte erfoderten. Die spanischen Minister beneideten, verdunkelten und vernachlässigten den Prinzen von Parma in seinen Feldzügen. Dadurch wurden dieselben in Kurzem nicht allein verzögert, sondern der Prinz selbst mitten im Laufe seiner Siege aufgehalten, und das Alles, um ihn von diesem Pfad abzuführen und zu andern Endzwecken zu gebrauchen.

Im J. 1586. verlor Alexander Farnese seinen Vater, den Herzog Oktavius, und einige Monathe nachher die Herzogin Margaretha von Oesterreich, seine Mutter. So wurde er nun Herzog von Parma und Piacenza und stuhnd, nach der Einnahme von Antwerpen und nach der Unterwerfung der neun oder zehn empörten Provinzen, auf dem Gipfel des Ruhmes. Schon lange aber war er am spanischen Hofe ein Gegenstand des Neids, und seine Erhebung und Eroberungen reitzten jtzt die Eifersucht so sehr, daß er ihre Wirkung aufs lebhafteste erfahren mußte. Dieser Prinz hatte seine Fortschritte in den Niederlanden eben so viel und mehr noch seiner Güte, seiner Sanftmuth nnd seinen angenehmen Sitten, als den Waffen, zu danken. Er wußte die Herzen und die Hochachtung des Volks zu gewinnen. Auch wenn er Städte belagerte und bestürmte, handelte er dennoch immer menschlich gegen die Einwohner bewilligte ihnen gemässigte Kapitulationen, versah sie mit Lebensbedürfnissen, und hielt ihnen

seine Zusagen durchaus. Dieses ruhmwürdige Betragen brachte ihm die größten Vortheile, und brandmarkte die vorige Aufführung der Spanier aufs äusserste in einem Lande, wo das Andenken ihrer Treulosigkeit und Grausamkeit unauslöschlich von einem Geschlechte zum andern sich fortpflanzte.

So wie es dem Prinzen von Parma glückte, aus der Lage der Sachen Vortheil zu ziehen und die Oberhand zu gewinnen, so bedurfte er Verstärkung an Truppen und Geld, und dieß auch da noch, als sein Glück mit vollen Segeln fortlief. Man kennt aus der Geschichte die bewundernswürdigen Fortschritte Hannibals in Italien, wo er die Römer in drey auf einander folgenden Treffen schlug. Nach den Siegen bey Tesin, Trebia, Thrasymene und Cannä, sandte er die Nachricht davon mit Siegeszeichen begleitet nach Carthago, wo sein immerwährender Gegner Hannon im Senate beflissen war, seine Handlungen zu tadeln und seine Nachrichten gehässig auszudeuten: „Ich habe die Römer, zwar mit Einbüssung vieler Todten und „Gefangenen, geschlagen; also sendet mir neues Volk. „Ich habe so viele Städte erobert, schöne Provinzen „Euch unterworfen, und grosse Beute gemacht; also „sendet mir Geld"! — „Könnte er anders reden, „wenn er wäre geschlagen worden", sagte Hannon. Aehnliche Aeusserungen erfuhr der Herzog von Parma im Rathe von Spanien; man führte dieselbe Sprache über ihn, und behielt, wie schon oben gesagt ist, alle ihm nöthigen Sendungen zurück, da er eben in der Belagerung von Antwerpen begriffen war.

Die Achtung, welche er sich in den Niederlanden erworben hatte, und das Zutrauen, welches die meisten von den Zurückgefallenen in ihn setzten, erregte Wünsche und wohl gar eben so unbesonnene Anträge, als man dem Don Juan gemacht hatte: Er möchte nämlich die Eroberungen für sich selbst behalten; die Niederländischen Provinzen wären wohl seine Italiänischen Besitzungen werth, wenn er auch dieselben darüber hintansetzen müßte. Das war wenigstens die Sprache des dritten und vierten Theils der Nation; und man wußt' es in Spanien. Das Vorhaben des Grafen von Leycester, von welchem vorhin die Rede war, nebst einigen Sagen, daß die Holländische Republik geneigt wäre, das engste Bündniß mit dem Herzog einzugehn, wenn er nicht mehr spanischer Statthalter sondern wirklicher Herr wäre, und eine Menge dergleichen verworrene Träume, gaben dem Neide Gelegenheit, sein Betragen und alle seine Handlungen in ein falsches Licht zu stellen. Dennoch, sagt man, stimmte der König von Spanien nicht in diese verkehrte Vorstellungen ein, und ließ ihm stets Gerechtigkeit wiederfahren; selbst noch ein oder zwey Jahre nachher, als die Bosheit seiner Feinde solche Gerüchte von neuem in Umlauf brachte, bey Anlaß des Untergangs der grossen spanischen Flotte und der verunglückten Unternehmung gegen England, auf welche wir itzt sogleich zu reden kommen.

König Philipp II. sah, daß es ihm auch durch 1588.
einen zwanzig und mehrjährigen Krieg nicht gelungen war, die aufrührischen Provinzen unter sein Szepter zurückzuführen. Ausser den neusten Eroberungen des Herzogs von Parma, die ihn zum Theil

1588. viel Blut und Geld gekostet hatten, auch wohl nicht die sichersten seyn durften, so lange ein starker Drittheil dieser Provinzen sich zu einem Freystaat bildete, und dem Anscheine nach sein Unternehmen kräftig durchsetzen würde, hatte er wenig erzielt. Ungeachtet aber dieser Krieg ihn um seine beßten Truppen gebracht, die Schätze Indiens verschlungen, und Spanien erschöpft hatte, so glaubte er nichts desto minder, er habe noch nicht genug gethan, und müßte auf einmal die gesammte Macht seiner Monarchie aufbieten, um die Verschworenen, und alle, welche die Rebellion unterhielten, gänzlich auszureuten.

England hatte sich von dem ersten Augenblick an durch die Unterstützung der Empörung Flanderns, weit anhaltender und nachdrücklicher als andre benachbarte Mächte, ausgezeichnet. Dieß beleidigte den König von Spanien aufs höchste; und nicht weniger haßte er die Königin Elisabeth persönlich. Sie hatten sich nämlich zur Zeit der Königin Maria, in England selbst, kennen gelernt; und Philipp behauptete, ihr in den Verfolgungen ihrer Schwester so viel Beystand geleistet zu haben, daß er sich nachher um ihre Hand bewarb. Auch hetzte ihn der Pabst Sixtus V. aus Eifer für die katholische Glaubenslehre zum Rächer des neuen Schisma auf, zu welchem sich Elisabeth bekannte. Schon Dieß allein wäre hinreichend gewesen, den katholischen König zum Entschlusse zu bringen, England zugrundzurichten. Es kam aber auch noch eine andre Staatsraison hinzu, daß er nämlich von Ferne jene grosse Revolution in Frankreich leitete, welche bald hernach ausbrach. Denn schon seit

geraumer Zeit unterstützte er den Krieg der Ligue 1588.
mit grossen Unkosten; und er würde die gehoften Vortheile davon leichter gewonnen haben, wenn er nicht mit England und Holland im Streit gelegen hätte.

Der König arbeitete an beyden Entwürfen zu Einer Zeit; dennoch hieng das Unternehmen gegen Frankreich noch von einigen zufälligen Ereignissen ab, deren glücklichen Erfolg für seinen Plan er noch abwarten mußte, ehe er mit demselben ans Licht tretten konnte. Sein Projekt gegen England soll Philipp, wie Strada sagt, schon im J. 1583. also fünf Jahre vor dem Ausbruche desselben, ins Reine gebracht haben.

Fest entschlossen, diesen Krieg mit allem nur möglichen Nachdrucke zu führen, ließ er, unter mancherley Vorwand, und so geheim als es nur immer möglich war, die gewaltigsten Zurüstungen machen. Der Herzog von Parma erhielt Befehl, dasselbe in den Niederlanden und eben so geheim zu thun. Er war zum obersten Befehlshaber für diesen Krieg bestimmt; und die grosse spanische Flotte sollte sich mit derjenigen vereinigen, die er selbst rüstete, und beyde unter seinen Befehlen auf Einen Zweck wirken.

Die beyden Kronen Spanien und England lagen nunmehr in offenbarem Kriege gegen einander, und ihre Unterthanen übten wechselweise Raub sowohl auf dem Meere als an den Küsten. Der geschickte englische Seefahrer und berühmte Weltumsegler Franz Drake griff die spanischen Kolonien, die Canarischen und Philippinischen Inseln, St. Domingo und andre Besitzungen der Spanier in jenen Meeren an, verwüstete sie und verursachte beträcht-

1588. lichen Schaden. Im folgenden Jahre that er den spanischen Küsten selbst eben so grossen Abbruch, besuchte alle ihre Meerhafen, that öftere Landungen, und verbrannte und plünderte mehrere Plätze; obgleich er eigentlich bey dieser zweyten Seereise bloß zur Absicht hatte, die spanische Flotte, von der schon damals viel Geredes war, zu belauern und ihre Ausrüstungen näher zu beobachten. Auch sah er wirklich, wie unermüdet man sich allerwerts damit beschäftigte. Wirklich war kein Hafen, wo nicht auf Befehl des Königes an neuen Fahrzeugen gearbeitet wurde. Aller Orten wurden Galeeren, Fregatten und andre Schiffe, alle von der größten Art, wie man sie sonst nach Indien brauchte, mit unglaublichem Aufwand von arbeitenden Händen und Geldsummen, entweder ausgebessert oder neu gebaut.

Während dem dieses in Spanien vorgieng rüstete sich der Herzog von Parma ebenfalls mit aller Macht, seinen erhaltenen Aufträgen zufolge, in Flandern. Er sammelte Schiffe, ließ sie umbauen, warb und preßte Schifsvolk. Diese Flanderische Flotte, welche ganz aus inländischen Schiffen bestuhnd, und mit erfahrner See-Mannschaft bemannt war, sollte die ersten Einfälle an den gebirgigten Küsten Englands und an der Mündung der Themse wagen, welche den Flamändern besser bekannt waren, als den Spaniern; auch hatten jene zu einem solchen Unternehmen weit tauglichere Soldaten sowohl als Schiffe.

Unterdessen konnte diese furchtbare Zurüstung, so wie sie an beyden Orten betrieben wurde, nicht lange geheim bleiben; sie machte ein zu grosses und

drohendes Aufsehn; ganz Europa beunruhigte sich 1588.
deßwegen.

Um ihren eigentlichen Endzweck zu verbergen und die Neugierde abzufertigen, wendete man in Spanien und an allen Orten vor, der König wäre entschlossen, dem niederländischen Kriege auf einmal ein Ende zu machen, und den Rest von Rebellen, der noch unter dem Namen der Vereinigten Provinzen das Haupt emporhübe, zu demüthigen. Um dieses Spiel noch geheimer zu halten, bediente man sich sogar neuer Friedens-Anträge. Der Kayser entwarf noch einmal Präliminarien in dieser Absicht; und Steffan Bathori der König von Pohlen, der mit den Holländern in einigen merkantilischen Verbindungen stuhnd, kam zum voraus mit seinen wohlgemeinten Erinnerungen an sie. Ja es gieng noch weiter. Zween Kaufleuthe, der eine von Antwerpen, der andre, der mit jenem in Briefwechsel stuhnd, ein zu London angesessener Genueser, tratten unversehens mit Vergleichungs-Entwürfen zwischen Spanien und England hervor; und bald war allgemein von Friedens- und Handlungs-Verträgen die Rede. So wohl Philipp als Elisabeth schienen geneigt dazu zu seyn. Friederich II. König von Dänemark anerbot dabey ebenfalls seine Dienste, und wollte den Mittler machen; zog sich aber sogleich zurück, als er bemerkte, wie alles von beyden Seiten nur auf ein täuschendes Spiel abgesehen war. Dennoch giengen fernere Unterhandlungen vor. Der Herzog von Parma ernannte Bevollmächtigte von Seite seines Königes, England ebenfalls; und man wechselte Briefe. Mylord Darby begab sich mit noch drey oder vier andern Personen nach

1588. Ostende. Die ersten Unterredungen wurden unter Zelten gehalten, welche der Herzog von Parma zu dem Ende in den Dünen zwischen Ostende und Nieuport aufschlagen ließ, und wo man die Engländer sehr kostbar bewirthete. Hier wurde sehr viel von Frieden und Waffenstillstand gesprochen, und die kleine Stadt Bourburg, nahe bey Graveline und Calais, zur Conferenz-Stätte bestimmt.

Hier giebt uns Strada, nach seiner Gewohnheit, eine weitläufige Erzählung von den dasigen Verhandlungen, und Auszüge von Briefen, die er aus dem Parmesanischen Archiv erhalten; macht unabsehliche Schlußfolgen, und führt die Reden an, welche darüber in London und anderwerts gehalten wurden. Er stuhnd, wie es scheint, in der festen Beredung, Elisabeth hätte die drohenden Zurüstungen Philipps gefürchtet, und von Seite ihrer eigenen Unterthanen gebundene Hände gehabt; und dieses, nebst einigen andern Ursachen, die er mehr nur muthmaaßt, wäre der Grund gewesen, warum sie das Ungewitter so dringend zu beschwören suchte. Auch bin ich selbst geneigt zu glauben, die Engländer mögten den Frieden dem Kriege vorgezogen haben, wenn sie ihre Rechnung dabey hätten finden mögen; sie waren aber nicht so kurzsichtig, daß sie nicht wußten, was anderwerts vorgieng. In der Folge zeigte es sich, daß sowohl die eine als die andre Macht nur Zeit gewinnen wollte. Spanien, um seine Zurüstungen zu vollenden; England, um die beßte Jahrszeit unthätig hingehen zu machen, die Drohungen auf ein anderes Jahr hinauszuschieben, und sich desto besser in Vertheidigungsstand setzen zu können.

Wie betrüglich übrigens diese Unterhandlung geführt 1588.
wurde, läßt sich daraus abnehmen, daß der König von Spanien, gerade zu der Zeit, als es den beßten Anschein zum Frieden hatte, die Ausrüstung seiner Flotte Tag und Nacht betrieb; die italiänischen und andre Truppen, mit welchen sie bemannt werden sollte, wirklich anmarschieren ließ, und daß seine Emissarien, Spionen und Pensionisten, welche in England, Schotland oder Irrland eine Revolution anzetteln sollten, die Britannischen Inseln in demselben Zeitpunkte mehr als je überschwemmten.

Auf der andern Seite war die Königin von England des festen Sinnes, die Vereinigten Provinzen nicht zu verlassen; und sie benahm sowohl den Spaniern, welche das allzuleicht von ihr zu erhalten hofften, als den Holländern selbst, welche auf ihrer Seite es befürchteten, alle Zweifel darüber, indem ihr Admiral Drake auch zu derselben Zeit mit seinen Verwüstungen und Plünderungen an den spanischen Küsten fortfuhr.

Nach drey bis vier Monathen zweckloser Unterhandlungen wurde der Kongreß von Bourburg eben so schnell aufgehoben als man das Geschäft unternommen hatte; und itzt waren die Partheyen noch mehr gegen einander erbittert, als vorher.

Dieß ist das Hauptsächlichste von den Hergangenheiten der Jahre 1586. und 1587. Ich habe die Einnahme von Zütphen und einiger andrer Orte mit Stillschweigen übergangen; denn diese Städte waren bald in der, bald wieder in einer andern Hand; und der Krieg zu Land stuhnd gewissermaaßen stille, oder wurde wenigstens nur sehr langsam geführt, weil das Augenmerk allgemein auf das gerichtet war, was zur See vorgehen würde.

1583. Der Herzog von Parma zumal war ganz damit beschäftigt, betrieb seine Rolle aufs Emsigste, und konnte dennoch in der von den Spaniern bestimmten Zeit nicht damit fertig werden. Denn itzt rechtfertigte sich der obenangeregte Tadel des Pensionär de Witte, der es Spanien zum groben Fehler anrechnet, daß es bey der Eroberung von Antwerpen die Schelde nicht öffnen ließ, wodurch es dann die Handelschaft der Spanischen Niederlande zu Grunde richtete, und nunmehr schon den größten Nachtheil davon erfuhr. Denn itzt lag eine ziemliche Menge von Transportschiffen und andern kleinen Fahrzeugen, die man im Lande zusammengeraft hatte, vor Antwerpen und auf der untern Schelde bey einander. Als sie nun mit Provision beladen oder zu andern Endzwecken ins Meer auslaufen sollten, fand sich die Mündung verschlossen; denn die Schanzen Lillo, Liefkenshoek, Callo und andre, die man in den Händen der Seeländer gelassen hatte, verhinderten die Gemeinschaft mit der offenen See durchaus. Dieser ganze Zug mußte also erst den Fluß hinangebracht, und in andre nebenliegende Flüße, Canäle, und Wasserleitungen, die mit der Schelde zusammenstiessen, hinübergeleitet werden. Zu dem Ende mußte man mehrere derselben erweitern und räumen, und neue Einschnitte und Verbindungen von einem Canal zum andern ausgraben, um die Menge Schiffe zum Lande hinauszubringen, und einen Auslauf für dieselben zu erhalten. Und weil die Sache nunmehr Eile hatte, so erfoderte dieß Werk eine Menge Arbeiter und eine ungeheure Summe Geldes. In der That ist es seltsam, daß man noch dieser Erfahrung bedurf-

te, und erst so späth auf Auswege für einen Fall dachte, der doch wohl nicht unter die unabsehbaren gehörte. Wir werden in der Folge noch von einem Hindernisse zu reden haben, welches bald ganz unüberwindlich wurde. Kaum brach itzt das Frühjahr von 1588. an, als ganz Spanien in Bewegung kam. In allen Meerhafen setzte man Schiffe auf die See, und befrachtete sie; und zu Lande wurde Kriegs- und Speise-Vorrath herbeygeführt. Zu den letzten Zurüstungen preßte man ausserordentlicher Weise die Arbeiter. 1588.

Diese Unternehmung lag dem Könige unglaublich am Herzen, und jedermann beeiferte sich, ihm dabey gefällig zu seyn. Gleich bey der ersten Vorbereitung darauf hatte Philipp seine furchtbare Schiffs-Armee dem Don Alvaro von Bazan, Marquis von St. Croix übergeben; derselbe starb aber während der Zurüstungen, und man schreibt seinen Tod einigen harten Worten zu, mit denen ihn der König anfuhr, als das ungeheure Werk nicht so schnell fortginng, als er es erwartete. Alsdann erhielt Don Alphons Perez von Gueman, Herzog von Medina Sidonia die Befehlshaberstelle. Nach dem allgemeinen Urtheil aber ersetzte er seinen Vorgänger weder an Kenntnissen noch an Genie; indessen war es ein Mann vom höchsten Rang und Reichthum, und als solcher rüstete er sich dann wirklich zu dieser Reise wie auf eine Gesandtschaft mit dem prachtvollsten Gepäck und Gefolge.

Was die Zahl dieser Flotte betrift, so sind die Schriftsteller darüber nicht einig, und ist es wohl eine Hyperbole, wenn man sagt, daß sie aus tausend Segeln bestanden habe. Da man seit den zerschla-

1588. genen Konferenzen mit England kein Geheimniß mehr aus ihrer Bestimmung machte, so trieben die Spanier itzt so viel Prahlerey damit, und streuten Listen von jedem Geschwader, das in jedem Hafen stühnde, ins Publikum, daß die Totalsumme allen Mächten Furcht einjagte. Man nannte diese Flotte schon zum voraus in Spanien die Unüberwindliche. Ein alter Astrologe hatte das J. 1588. als das Stufenjahr der Welt bezeichnet; man hielt es darum für wahrscheinlich, daß diese Flotte sie unterstützen würde.

Nach der wahrscheinlichsten Berechnung aber bestuhnd dieselbe aus 138. Linienschiffen, oder vielmehr aus solchen, die, um ihrer ungeheuern Grösse willen, alles, was man sich sonst unter Linienschiffen denkt, weit überstiegen. Dabey waren 60. eben so monströse Galeonen, welche ordentlich schwimmenden Schlössern und Festungen ähnlich sahen. Dieselben waren so dicht gebaut, daß sie ihren Kanonenschuß aushielten; und wirklich fand man nachgehends eine Menge Kugeln in ihren Wänden stecken, die nicht durchschlagen mochten.

Der große Admiral-Galeon, auf welchem der Herzog von Medina Sidonia kommandierte, stellte gewissermaassen eine Stadt, mit einem citadellartigen Thurm in der Mitte, vor; und auf demselben waren ausser dem Herzog und seinem zahlreichen Gefolge 1200. Mann Soldaten an Bord.

Die Galeassen, in allen ihren Verhältnissen um einen Drittheil gröſſer als die größten Galeeren, hatten dreyhundert Ruderer. Dieß war die Art von Schiffen, welche in der Schlacht von Lepanto auf Seite der Venetianer Wunder thaten; daher man

einige derselben von ihnen kaufte, um nach ihrem Mu- 1588.
ster mehrere zu erbauen. Man sieht solche in dem Arsenal zu Venedig, und sie werden so wie die Galeeren häufig in dem Archipelagus und Mittelländischen Meere gebraucht; auf dem neuen bisdahin unbekannten Meere aber bediente man sich ihrer seit dieser Zeit nicht mehr; denn da die meisten dieser Fahrzeuge in der Expedition von 1588. zu Grunde giengen, so sah man ein, daß der Ozean sie nicht vertrüge.

Alle Masten, Bäume, Stangen u. s. f. hatte man auf diesen gigantischen Schiffgebäuden mit Seilwerk umflochten, und nichts vergessen sie unverletzlich zu machen, wobey man jedoch mehr nach theoretischen, als aber durch Erfahrung erprobten Grundsätzen zu Werk gegangen war. Alle andern Schiffe, woraus die Flotte bestuhnd, waren Kriegsschiffe von verschiedenem Range, gewöhnlich Galeeren, Pattachen und andre, welche man heut zu Tage wieder anders benennt, alle entweder ganz neu, oder doch in sehr guten Stand gestellt.

Beym Auslaufen dieser Flotte begab sich eine grosse Menge sowohl Spanier als Fremder, theils zum freywilligen Dienste auf derselben, theils als Zuschauer an ihr Bord. Die Vornehmsten darunter waren der Herzog von Pastrana, Sohn des Prinzen von Eboli von welchem seiner Zeit Rede war, den aber andre für einen Sohn des Königes hielten; die Prinzen von Ascoli, Terrenova, Vespasian Gonzaga, der Marquis von Pennafiel, und überhaupt eine große Anzahl hohen und niedern Adels. Von auswärtigen waren der Marggraf von Burgau, Amadeus von Savoyen, und Don Jo-

1588. hann von Medicis, die Bastarde dieser Häuser; sogar ein junger Marokkanischer Prinz fand sich da ein.

Achtzehntausend Mann der beßten Truppen wurden darauf eingeschiffet, samt ihren Generalen, Offizieren, Kaplanen, Priestern und einer Menge Mönchen; ausser den sechstausend Mann eigentliches Schiffsvolk. Man zählte also, die Bedienung und das Gefolge miteingerechnet, über die 30,000. Menschen. Speisevorrath hatte wan auf sechs Monathe mitgenommen. Die Kanonen von Erz waren 1600. ausser den eisernen, und allem andern Kriegsgeräthe, im höchsten Ueberfluß. Auch Pferde und Maulthiere fand man da.

Diese See-Armade nun bedrohte England, die Vereinigten Provinzen, und vielleicht noch andre Staaten, und setzte ganz Europa in Erstaunen. Man wußte kein Beyspiel von einer so furchtbaren Flotte, ausser der, mit welcher einst Xerxes gegen die Griechen im Archipelagus erschien. An Menge und Schwere der Schiffe aber hatte der Ozean eine solche Last noch nie getragen.

Auf die wiederhohlten, dringenden Befehle des Königes gieng sie endlich den 29. May 1588. von dem Hafen von Lissabon aus, und nahm ihren Lauf an den Küsten von Gallizien über Corruna hin, wo eine andre aus der ganzen Seemacht dieser Gegend bestehende Eskadre zu ihr stossen sollte. Ehe sie aber hier ankam, erlitt sie vor dem Cap Finisterrä einen gewaltigen Sturm, so daß die portugiesischen Galeassen mächtig litten, zwey bis drey derselben sogar zu Grund giengen, und die übrigen in sehr übelm Zustande wieder zum Vorschein kamen; auch

die Galeonen hatten Schaden genommen, und mehrere andre Fahrzeuge waren verloren. Der Sturm hatte die ganze Flotte auseinander getrieben, und die Sage gieng schon, sie wäre ganz zerstreut. Es sammelte sich aber wieder eine ziemliche Anzahl von den Küsten, an welche sie verschlagen wurden; und alle ankerten itzt im Hafen von Corruna, wo man sie ausbesserte. 1588.

Dieser Sturm gleich beym Ausfahren der Flotte, hatte das Ansehen von einer höchst schlimmen Vorbedeutung, und gab den Feinden noch einen Monath oder zween Zeit, sich desto besser in Vertheidigungsstand zu setzen.

Die Königin schlummerte zwar weder bey den ersten Nachrichten von dieser Rüstung, noch ehe sie etwas von ihrer Bestimmung wissen konnte, noch während der Konferenzen zu Bourburg, und hatte wirklich schon einige Maaßregeln darnach genommen; gegen Ende des Monaths May aber gab ihr der König von Frankreich in Geheim gewisse Nachricht, daß diese fürchterlichen Anstalten gegen sie und ihre Königreiche gerichtet wäre. Sie wußte, daß ihre Staaten durch Emissarien, Spionen und eine Menge Fremder, die sich für Kaufleuthe ausgaben, angesteckt wären; daß Papst Sixt V. donnernde Bullen gegen sie geschmiedet hätte, in welcher er sie eine Bastardin, Kezerin, und Abtrünnige von ihren eigenen Reichen erklärt, und daß die Flotte diese Bullen mit sich führte; daß also die Spanier dieselben vollziehen sollten, und es auch mit ihrem gewohnten Fanatismus zu thun versuchen würden. In der Besorgniß einer innern Revolution nun, sicherte sie sich vor den Non-Conformisten dadurch, daß sie

1588. einige derselben in die entferntesten Provinzen versandte, oder sonst nach Landes Weise unter Caution stellte. Sie ließ ihre Landmacht ergänzen und beträchtlich vermehren; an den Küsten fliegende Truppen lagern, und die Hauptarmee nach Greenwich und die Mündung der Themse verlegen; und sie selbst hielt Revüe dieser Armee unweit London, in grosser Pracht, als Amazone gekleidet.

Für die Seemacht brachte man etwas über hundert Schiffe von verschiedenem Rang, alles fürtreffliche Segler und in dem beßten Stande zusammen. Eine Eskadre unter dem Admiral Seymour kreuzte vor dem Flusse. Der Kern der Flotte versammelte sich in dem Hafen zu Plymouth, unter dem Kommando der Admirale Howard und Drake; und nach spanischem Beyspiel schiften sich viele Lords und andrer junger Adel mit derselben ein.

Auf das Ansuchen der Königin rafften die Holländer ihre äussersten Kräfte zusammen, und leisteten ihr in der Folge ausgezeichnete Dienste. Sie brachten bis auf 90. Segel von allen Größen auf, unter denen mehrere Kauffahrtey-Schiffe itzt zum Kriege ausgerüstet wurden. Eine kleine auserlesene Flotte von 35. Schiffen, unter dem Kommando Justins von Nassau, eines Bastards des verstorbenen Prinzen von Oranien, kreuzte vor Dünkirchen.

Mit solchen Vorbereitungen erwarteten die Engländer die spanische Flotte, festen Entschlusses sich zu vertheidigen, und ihr Arbeit genug zu machen.

Noch ehe Philipp II. diese grosse Expedition unternahm, hatte er alle Maaßregeln zu ihrem unfehlbaren Erfolge genommen. Er versuchte Frankreich in sein Interesse zu ziehen, oder wenigstens dieser

Krone

Krone allen Verdacht zu benehmen. Dasselbe that 1588.
er gegen Jakob VI. in Schotland und seinen Rath; und dort gelang es ihm vermittelst Geld und Versprechungen besser. Die Königin von England aber kannte den König und das Schotländische Ministerium zu wohl, als daß sie dies verlegen machen konnte. Sie wußte, daß man dort nichts ohne ihre Einwilligung thun würde; den König selbst fesselte die Hoffnung, einst ihr Nachfolger zu werden.

Schotland war damals in einer bedauernswürdigen Lage, und durchaus ohnmächtig irgend jemandem Beystand zu leisten. Mehr als zwanzig Jahre der schrecklichsten Unruhen hatten dieses Königreich verwüstet, seine religiose und politische Verfassung vernichtet. Die unglückliche Königin Maria wurde als achttägiges Kind nach dem Tode ihres Vaters Jakobs V. auf den Thron erhoben; eine Regentschaft verdrängte die andre, jede gleich nachtheilig für das Reich. So war es auch die Regierung der Maria selbst, ihre dreyfache Heurath, ihre häuslichen Zwiste, und der Ehrgeitz des Grafen Murray, ihres unehelichen Bruders, welcher itzt ebenfalls die Regentschaft bekleidete, die er dadurch zu verlängern suchte, daß er die Königin von ihren eigenen Unterthanen vertreiben und gefangen nehmen ließ. Endlich brachte die ruchlose Wuth der Calvinisten, die innerlichen Kriege, die Giftmischereyen, Meuchelmord und Verrätherey, dieß elende Reich auf den höchsten Grad des Unglücks. Maria entrann aus dem Gefängniß und flüchtete sich nach England, wo Nationalhaß, Eifersucht, die neu entstandenen Unruhen über ihre Flucht, falsche Staats-Interessen und schwarze Intriguen sie achtzehn Jah-

1588. re lang von einem Gefängniß ins andre warfen, bis sie ihr Leben mit der schauerlichsten Katastrophe endigte, und sie auf dem Schlosse Fodringhey den 18. Febr. 1587. enthauptet wurde. Diese Begebenheit, wie man sie auch immer wenden will, bleibt ein unauslöschlicher Schandfleck in der sonst so glorreichen Regierung der Königin Elisabeth. Die Geschichte Schotlands von dieser Zeit ist übrigens äusserst merkwürdig und sonderbar; viele Geschichtschreiber haben dieselbe bearbeitet, jeder nach seiner Art. Das Gründlichste und Unpartheyischste darüber scheinen mir die Memoiren von Jakob Melvill zu seyn; denn er selbst war ein Schotländer und Sohn des Marschalls Keith; er wurde zu vielen Geschäften und Gesandtschaften zwischen Frankreich und England gebraucht, und war Staats-Sekretär und Minister zur Zeit jener mannigfaltigen schrecklichen Auftritte. Gegen Ende seines Lebens begab er sich in die Einsamkeit, und schrieb jene Denkwürdigkeiten für seine Kinder nieder. Dieselben sind zwar, besonders für den auswärtigen Leser etwas dunkel, dagegen aber sehr gedrängt, und mit viel Bescheidenheit geschrieben. Da inzwischen die Geschichte von Schotland, so merkwürdig sie sonst immer ist, mit den Unruhen der Niederlande nur in sehr geringer Verbindung steht, so wollt' ich hier bloß eine Skize von der damaligen Lage König Jakobs VI. geben.

Dieser Prinz wurde, während der Empörung des Reichs gegen seine Mutter, welche eben damals verfolgt und ins Gefängniß geworfen wurde, zum König ausgerufen, als er erst ein Jahr alt war. Er kam aus einer Vormundschaft in die andre, und wur-

de von Leuthen gelenkt, welche England ergeben 1588.
waren; man begreifts also leicht, welchen Vortheil der König von Spanien sich von einem Bündnisse mit Schotland versprach. Ein oder zwey Jahre vorher hatte die Königin, seine Mutter, noch eine ihr getreue Parthey in Schotland; mit ihrem Tode aber war sie ganz erloschen; und der König selbst, so viel er auch auf Rache wegen des Tods seiner Mutter denken mochte, und so sehr ihn die Spanier dazu aufhezten, mußte dieselbe in sich unterdrücken, weil er die Absicht hatte der Königin Elisabeth auf dem Englischen Throne zu folgen. Also war die Vorsicht, welche Spanien von dieser Seite nahm, zwecklos, ungeachtet es noch so viel Geld darauf verwendete; und die Engländer, wie schon bemerkt ist, würdigten Philipps dießfällige Schritte nur keiner Aufmerksamkeit, und entkräfteten alle mit geringer Mühe.

Doch, wir kommen wieder auf die große spanische Flotte zurück. Nach ihrer gewaltigen Zerrüttung durch jenen Sturm, lag sie im Hafen von Corruna, um dort ausgebessert zu werden; und schon gieng ein Gerücht, daß die ganze Expedition auf das künftige Jahr würde verschoben werden. Allein der König gab die gemessensten Befehle, daß sie aufs neue in Bewegung gesetzt werden sollte; und so stach sie den 21. Julius 1588. wieder in die offene See. Sie richtet ihren Zug gegen England, und läuft mit vollen Segeln in die unter dem Namen der Mancha bekannten Meerenge ein. Beynahe wäre von ihr die englische Flotte in dem Hafen von Plymouth überrascht worden, wo sie sich ganz ruhig hielt, und dem allgemeinen Gerücht zufolge nicht

1588. erwarten durfte, den Feind sobald unter Augen zu bekommen.

Der Admiral Howard erhielt von den französischen Küsten her, die erste Nachricht von ihrem Anmarsche. Nun lag ihm alles daran, die offene See zu gewinnen, und es gelang ihm, mit unbeschreiblicher Mühe, wenigstens, gleich den andern Tag in der Frühe, mit sechs Schiffen auf Rekognoscierung auszulaufen. Er traf bald auf die spanische Flotte; sie bedeckte das ganze Meer, und steuerte in gerader Linie auf Plymouth zu.

Beym Anblicke der Insel Wight machten die Spanier halte, um die Königliche Ordre zu eröffnen, und grossen Kriegsrath zu halten. Die Königlichen Befehle giengen dahin: Man sollte in die Meerenge bis zwischen Calais und Dünkirchen vorrücken, und sich da vertheidigungsweise verhalten, bis der Herzog von Parma mit der flamändischen Flotte zu der ihrigen stiesse. Mehrere der vornehmsten Offiziere und erfahrene Seeleuthe kamen also mit ihrem Plane zu kurz, nach welchem sie gerne die englische Flotte zu Plymouth selbst angegriffen, in Brand gesteckt oder zerstreut, eine Landung gemacht und die Stadt eingenommen hätten: Hätte das eine oder andre ihnen auch fehlschlagen sollen, so war doch abzusehen, daß ein solcher Angriff die ganze englische Macht auf diese Seite lenken müßte, womit es alsdann dem Herzog von Parma leichter geworden wäre, anderswo eine Landung zu thun. Wirklich bewiesen sie, wie treflich die Gelegenheit zu einem solchen Streiche sich darbiete, und beklagten sich daher ungemein über die allzugemessenen und einschränkenden Befehle des Königes, die weder der Klug-

heit so vieler erfahrener Männer, noch dem Zufall 1588.
die geringste Spielung liessen, da doch besonders ein Seekrieg von hunderterley Abwechselungen des Windes und andern Zufällen abhiengen, welche unmöglich voraus berechnet werden könnten.

Diese Vorschläge waren so wohl überlegt, und hatten so viel Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges für sich, daß die Spanier selbst jene Königliche Ordre eines handgreiflichen Fehlers beschuldigten. Der Herzog von Sidonia aber blieb derselben unerbittlich getreu, hatte eine grosse Mehrheit der Stimmen auf seiner Seite, und führte also die Flotte auf die vorgeschriebene Höhe. Sie segelte in zunehmender Schlachtordnung, und so dicht geschlossen als möglich, gegen Dünkirchen an. Die Engländer eilten, so viel sie mochten, den Hafen von Plymouth zu verlassen, und hielten sich an der Rhede in Bereitschaft zum Gefechte; konnten sich aber keine Vorstellung von dem eigentlichen Vorhaben der Spanier machen, welche itzt vor ihren Augen tiefer in den Canal vorrückten.

Die spanische Flotte schifte nun Calais vorüber, schloß sich, ehe sie Dünkirchen erreichte, noch enger ineinander, und warf die Anker aus. Der Herzog von Medina Sidonia gab seine Signale, und hatte, schon als er bey der Insel Wight anlangte, den Herzog von Parma durch Boten über Land benachrichtigen lassen. So ließ er an denselben auch itzt einmal über das andre Mahnungen abgehen, ihn zur Ausfarth aufzufodern; allein der Herzog befand sich in der größten Verlegenheit.

Wir haben nämlich schon oben bemerkt, mit welcher Mühe und Unkosten er die flachen Schiffe und

1588. andre dergleichen Fahrzeuge, die er im Lande aufgefunden hatte, die Schelde, deren Oefnung man aus der Acht gelassen, hinanbringen mußte; und es war noch Glück genug für ihn, daß jene Schiffe nur von der kleinern Art waren. Dennoch mußte er mehrere kleine Flüße, als die Sive, die Moere, Yperlee und andre, hie und da, und besonders wo sie zusammenstiessen, erweitern. Nachdem sie nun endlich nach vielen überstandenen Schwierigkeiten an den Ort ihrer Bestimmung gebracht waren, so stuhnden sie theils bey Sluis, theils bey Nieuport und an andern Orten mehr in Bereitschaft, auf der See sich zu vereinigen. Die eigentliche Flotte, welche aus ungefähr 30. Kriegsschiffen bestuhnd, lag zu Dünkirchen, und wartete auf die Verstärkung welche sie noch aus allen Ecken her erhalten sollte. Und hier führten nun die Holländer in Verbindung mit den Engländern einen bewundernswürdigen Streich aus.

Justin von Nassau legte sich mit seiner Eskadre von 35. Schiffen vor Dünkirchen hin, und die übrigen nunmehr kriegerisch ausgerüsteten Kauffahrtey-Schiffe, samt allen andern holländischen Fahrzeugen an der Zahl 90. pflanzten sich vor den Seehafen und allen Ausfuhrten so gut hin, daß sie von Lillo an, längs den flanderschen und seeländischen Küsten, bis an die entgegengesetzte Seite über Dünkirchen weg, einen ordentlichen Blokierungs-Cordon zogen, und also nirgends keine Schalnppe auslaufen konnte, ohne Gefahr in den Grund gebohrt zu werden.

Schon hatte der Herzog von Parma dem Grafen von Mansfeld das Gouvernement für die Zwi-

schenzeit aufgetragen, in welcher er gesonnen war, selbst das Kommando über die Flotte auf sich zu nehmen. Er gieng also über Brügge nach Dünkirchen ab, und fand zwar sein Admiralschiff, so wie die ganze übrige Flotte, in Bereitschaft; allein in dem Meerhafen belagert und eingeschlossen. Der feindliche Cordon verstärkte sich noch täglich, und keine Barke war im Stand auszulaufen. Indessen lag die grosse spanische Flotte im Canal vor Anker, ohne sich weder den englischen noch flanderschen Küsten nähern zu können; und zwar dieses wegen den unter dem Wasser liegenden Fels-Klippen, Untiefen und Sandbänken, wohin sich die grossen Schiffe keineswegs wagen durften. Unterdessen nun auf dem Lande alles voll Schrecken und Unruhe war, und noch die letzten Vorkehrungen mangelten, blieb die erwähnte Flotte ganz unthätig an ihrer Stelle liegen und erwartete die Ankunft der flanderschen zu ihr, samt den Vorräthen, welche diese ihr zuführen sollte. Die Galeonen und Galeassen konnten blos vertheidigungsweise wirken, und waren so viele beynahe unbewegliche Kolossen in diesem Meere, das nicht zu den ruhigsten gehört. Auch mangelte es den Spaniern nicht an Gelegenheit, sich in der Vertheidigungskunst fleißig zu üben; denn seit dem 30. Julius bis auf den 12. August vergieng kein Tag und keine Nacht, wo sie nicht von den Engländern beunruhigt wurden. Diese waren nämlich weit geübter, hatten leichtere, lenksamere, fürtreflich segelnde Schiffe, wußten von allem Winde Vortheil zu ziehen; und, ohne an die spanische Flotte selbst zu gerathen, beschädigten sie dieselbe durch ihre Kanonen, die sie in vollen Ladungen auf sie losbrennten, mit ungemeiner Geschicklichkeit und Behendigkeit. 1588.

1588. Die englische Eskadre an der Rhede zu Plymouth, sah nicht so bald jene ungeheure Flotte ruhig neben ihr vorübersegeln, als sie anfieng ihr nachzusetzen und sie von allen Seiten anzufallen; und so bald sich ein Fahrzeug nur im geringsten von der Flotte entfernte, wurde es sogleich umzingelt, und von Kanonenschüssen zerlöchert. Die Galeassen und Galeeren hatten zwar etwas mehr Fertigkeit von der Menge ihrer Ruder; die Engländer schossen aber mit zusammengeketteten Kugeln nach diesen, um sie an den Rudern und Stricken desto mehr zu beschädigen. Es war eine so furchtbare, anhaltende Kanonade, daß alle Küsten und Inseln bis weit in Frankreich hienin dadurch beunruhigt wurden. Während dem der Herzog von Parma, von Brügge, an den Dünen hin, nach Dünkirchen reiste, ja noch zu Dünkirchen selbst, durfte er eben nicht fragen, ob die Flotten schon aneinander gekommen wären; er war aber ganz ausser Stande seine Ordre zu vollziehen, oder einige Hülfe zu leisten.

Itzt nun zeigte sich erst, worin die Hauptabsicht des Königes von Spanien bestanden hatte. Der Herzog von Parma hätte nämlich auf dem Flusse vorangehn, und, immer im Rücken durch die furchtbare spanische Flotte bedeckt, Landungen wagen, sodann auf diese Art wirklich bis nach London vordringen, und sich dieser ungeheuer grossen, mächtigen, volkreichen Hauptstadt, des Mittelpunkts und Schatzes von ganz England, welche dabey von aller Besatzung entblößt war, bemeistern sollen. Itzt befand sich der Herzog von Medina Sidonia mit alle seinen Instruktionen und Ordern ganz in seinem Plane verrückt, und in der größten Verlegenheit;

nicht allein weil der Herzog von Parma nicht zu 1588.
ihm stossen konnte, sondern weil ihm selbst das ganze Unternehmen gleichsam fehlschlug, ehe er noch zu dessen Ausführung schritt. Schon fiengen seine Vorräthe an zu schwinden, und für seine beschädigten, täglich den mächtigsten Angriffen ausgesetzten, des Ausbesserns höchst benöthigten Schiffe wußte er ganz keinen Zufluchtsort. Schon ehe er auf die Station kam, wo er sich vor Anker legte, hatte er drey oder vier seiner ansehnlichsten Schiffe verloren.

Vom 31. Julius an hörte das Seegefecht nicht mehr auf. Eine seiner Galeassen war so übel zugerichtet, daß sie nicht mehr nachkommen mochte, und den dritten Tag hernach dem Feind zur Beute wurde. Der grosse Galeon von Sevilla, unter Kommando Don Pedro Valdez — den man lange für denselben hielt der im Jahr 1574. Leyden belagert hatte, aber nur ein Anverwandter von jenem war — verlor seine Masten, und mußte sich den Tag nachher an den Admiral Drake ergeben. Auf denselben Tag, nämlich den 1. August, gerieth der Vice-Admiral d'Ocquendo in Flammen, und die Engländer bemächtigten sich des halb verbrannten Schiffes.

Den 2. 3. 4. und 6. August fielen ähnliche Gefechte vor. Lord Seymour vernahm, wie die feindlichen Flotten so wohl die spanische als die flandersche so viel Arbeit hätten, so daß wenig von denselben zu besorgen stühnde; er rückte also mit seiner Eskadre von zwanzig Schiffen aus der Themse hervor, und kam, den Admiral Howard und die Blokkade von Dünkirchen zu verstärken.

1588. Den 7. August fielen die Engländer die spanische Flotte mit Brandern an; denn jener berühmte Friederich Gennibelli, von welchem oben bey der Belagerung von Antwerpen die Rede war, stuhnd jtzt in Diensten der Königin von England. Er füllte acht Fregatten, oder wie man sie heissen will, die am meisten gelitten hatten, mit brennbaren Materialien an, und ließ sie Nachts zwey Uhr mit einem günstigen Winde und Fluth lichterloh brennend gegen die Flotte anlaufen. Die Spanier sahen das nicht sobald, als sie sich der ehemaligen sogenannten Höllen-Maschinen erinnerten, diese nun für ähnliche Werke hielten, und die ganze Armee mit dem Geschrey: Antwerper-Feuer! Antwerper-Feuer! in solche Bestürzungen setzten, daß die meisten Schiffe ihre Ankerthaue abhieben, und auseinander fuhren, um diesen schrecklichen Brandern auszuweichen.

Den 8. fiel ein ähnliches Seegefecht bey Gravelines vor. Die Unordnung, welche das Entsetzen vor den Brandschiffen sowohl als die Ströme und Winde anrichteten, machte, daß sich die Flotte auf den Ankern nicht ferner sicher glaubte; und so verlor sie dann ihren Standpunkt. Eine der größten Galeassen scheiterte bey Calais; das Schifsvolk rettete sich zwar, die Ladung aber fiel den Engländern in die Hände. Dieses Gefecht war so heftig, daß zwey bis drey Schiffe in der Nacht versanken. Die beyden grossen portugiesischen Galeonen waren entmastet; die eine fiel den Holländern in die Hände, die andre überließ man ihrem Schicksal; ihre Mannschaft flüchtete sich auf die Dünen von Blankenberg und Ostende.

Alle diese Gefechte waren ohne Handgemeng; die 1588.
Artillerie that alles dabey, und kaum war ein Schiff unbeschädigt davon gekommen. Indessen hatten auch die Engländer von dem spanischen Geschütze gelitten, ziemlich Volk und einige Schiffe verloren; ihr Verlurst aber kam mit dem des Feindes in keine Vergleichung, indem sie weder einen Officier noch ein beträchtliches Fahrzeug eingebüßt.

Die spanische Flotte war jtzt, unter immerwährendem Gefechte, Dünkirchen bereits vorbey passiert; und wenn der Herzog von Parma nun auch wirklich hätte auslaufen können, so war es jtzt schon zu späth. Er glaubte die Spanier würden wiederkommen, und ließ daher Anker und anderes Takelwerk verfertigen, um sie alsdann damit zu versehen. Allein sie waren auf einer wirklichen Flucht begriffen, auf welcher die Engländer sie bis zum 12. August verfolgten, wo diese dann selbst nöthig hatten, sich auszubessern, und darum in ihre Meerports eingelaufen waren.

Nach diesem Mißgeschicke hielt der Herzog von Sidonia wieder Rath, und es wurde beschlossen, durch das Nordmeer nach Spanien zurückzukehren, weil man die Engländer im Rüken hatte, welche nun von dem Canal gänzlich Meister waren. Seine übelzugerichtete Flotte bemächtigte sich noch einer seeländischen Barke, nahm ihre Mannschaft zu Steuermännern mit, und wagte sich so auf jenes weite Meer, den grossen Umweg um die drey britannischen Inseln zu machen. Allein da sie sich nirgends erhohlen konnte, und mehrere grosse und kleinere Schiffe gräßlich zerschossen waren, so versank eines nach dem andern; zwey oder dreye verirrten sich auf

1588. dem Wege, und giengen an der norwegischen Küste zu Grunde; der Ueberrest nahm seinen Lauf durch die orkadischen Inseln, ohne daß er auf Schottland landen durfte. So sehr hatten sich die Sachen in diesem Reiche geändert, welches die Spanier wohl wußten, ungeachtet des Bündnisses von dem oben die Rede war.

Nachdem der Herzog von Sidonia Fairhill und die orkadischen Inseln vorübergesegelt war, so gab er den Schiffen welche am meisten Schaden gelitten, und jtzt Mangel an Wasser und anderm Vorrathe hatten, den Befehl, auf dem nächsten Wege die biskayschen Hafen aufzusuchen. Er selbst aber wagte sich, mit zwanzig oder fünf und zwanzig noch besser berathenen Schiffen, auf eine solche Höhe hinaus, daß er sich mehr als achtzig Meilen vom Land entfernte, und endlich, jedoch auch wieder mit Verlurst, in Spanien anlangte. Diejenigen Schiffe welche sich in dem mittelländischen Meere von ihm trennten, litten auf dem Rückwege aufs äusserste; manche giengen an den Küsten von Ireland, andre bey Rochelle, Havre de Grace und an den französischen Küsten verloren. Am Ende erreichte dann eine Trümmer von dieser furchtbaren Flotte nach der andern die spanischen Meerhafen, und langte im Monathe September 1588. man kann sich leicht vorstellen, in welch einem erbärmlichen Zustande, wieder an.

Wir haben oben gesehen, mit welch unglaublichem Aufwande diese Seerüstung vorbereitet wurde; und jtzt sahen wir ihre Zerstörung. Es hatte dieselbe fünf Jahre lang die Arbeit vieler tausend Menschen, und Schätze gekostet die über alle Vorstellnng gehen.

Schon zum voraus nannte man sie die Unüber- 1588.
windliche; und in weniger als vierzehn Tagen war sie überwunden und zerstückt. Sie loff mit 138. Schiffen aus den spanischen Hafen aus, von welchen ungefähr hundert von ganz ungewöhnlicher Grösse und Stärke waren; brachte aber nur 53-54. zurück; von den grossen Galeonen kamen die wenigsten, von den vier kolossalischen Galeassen nicht Eine, wieder. Truppen und Schiffs-Mannschaft waren unter die Hälfte hinabgeschmolzen. Wie die Flotte sonst mit allem Ueberfluße versehen gewesen, so war sie es auch mit baarem Gelde. Man fand in jedem von zwey der grossen Schiffe, die den Engländern zur Beute wurden, 55,000. Stück Dukaten. Man hat berechnet, daß diese Flotte, ohne die Baukosten, die Ladung und die Bemannung in Anschlag zu bringen, nur von der Zeit ihrer Ausfarth an, den König täglich 30,000. Dukaten gekostet hat.

Allmählich verbreitete sich das Gerücht von ihrer Zerstörung, und man mußte nun auch Philipp II. davon sagen. Er gab bey dieser Gelegenheit wieder einen Beweis von seiner Standhaftigkeit und von seinem Phlegma, aus welchem man so viel Rühmens macht. Die Minister und Hofleuthe waren nicht wenig verlegen, wie sie es ihm anbringen wollten; als aber der, dem dieß kizlichte Geschäft aufgetragen war, dem Könige sagte, man habe üble Nachrichten von der Flotte, verlangte er den ganzen Detail zu wissen, hörte nun alles ruhig ab und sagte: Er danke Gott, der ihm das Vermögen gegeben, eine andre auszurüsten, wenn er solches bedürfte. Andre behaupten, er habe ganz kalt geantwortet: Das wäre wohl ein unvorgesehener

1588. Zufall; er hätte seine Armade nicht gegen Sturm und Winde gesendet.

Uebrigens hörte man bey der Zurückkunft dieser zerstümmelten Flotte in allen Häfen nichts als Klagen und Jammern. Der Herzog von Medina Sidonia gieng auf eines seiner Güter ohne sich an den Hof zu begeben, und hielt sich in seinen Klagen noch bescheidener; hingegen der Herzog von Pastrana und viele andre Ritter waren so voll Aerger, daß sie sich in ihren Vorwürfen nicht mässigen konnten. Ihre Aeusserungen kamen auch unter das Volk; und dieses vergrösserte das, was geschehen war, nach seiner Weise. Itzt warf man die ganze Schuld und Schmach auf den Herzog von Parma und seine Nachlässigkeit. Alle seine Feinde und Neider erwachten von Neuem wieder; man schilderte ihn, als ob er sich von Flandern und England hätte gewinnen lassen, an dem Untergange der unüberwindlichen Flotte zu arbeiten, welches der spanischen Nation um so schmerzlicher war, als man vorher voll Trutzes mit derselben gedrohet hatte. Schon wollte man hierinn ein abermaliges Heurathsprojekt zwischen der Königin Elisabeth und dem Herzog erblicken, welcher Wittwer von einer Prinzessin des jüngern Zweiges von Portugal war, und von dessen Sohne Rainuz man also vermuthete, England dürfte denselben in seinen Ansprachen auf dieses Reich unterstützen.

In den Niederlanden hingegen streute man aus, der Herzog von Parma hätte sich sehr klug aufgeführt; er hätte von den schlimmen Absichten der Spanier auf seine eigene Person Kunde gehabt, und darum bloß ihre Nachstellungen von sich abzu-

halten gesucht. Seine Ungnade wäre schon vor dem Auslauf der Flotte beschlossen gewesen; nur um ihn hinter das Licht zu führen, hätte man ihn zum General-Befehlshaber ernennt; und so bald er bey der Flotte angekommen wäre, würde sich der Herzog von Castrana nach der königlichen Ordre, die er bey sich führte, zum General-Statthalter erklärt haben. 1588.

Solche Sagen giengen überall, jeder legte dieselben nach seiner Weise aus; sie durchloffen ganz Europa. Der Herzog erhielt Briefe aus Italien, welche ihn sorgfältig warnten. Dieß alles schmerzte ihn im Innersten; er sandte darum den Präsidenten Richardot nach Spanien, um hierüber seine Beschwerden einzulegen. Dieser hörte zwar auf der Reise viel schlimmes Gerede; indessen fand er doch den König anscheinend zufrieden, und das war von allem die beßte Rechtfertigung für den Herzog. Wenn auch allenfalls der Monarch etwas gegen ihn eingenommen schien, so war es doch itzt sein Spiel, nichts davon merken zu lassen. Denn so eben stuhnd er im Begriffe, mit seinem andern Plane gegen Frankreich hervorzutretten; und darinne wollte er dem Herzoge von Parma so viel Arbeit geben, daß es ihm ganz an Zeit und Lust mangeln sollte, sich anderwerts höher emporzuschwingen.

Ich habe von dem Gange des niederländischen Krieges selbst, darum nichts angeführt, weil er bey der neuesten grossen Begebenheit in Stecken gerieth und gleichsam stillestuhnd. Zwar wurden einige Plätze in Oberyssel und am Niederrhein eingenommen; allein die Vortheile, welche eine Parthey über die andre erhielt, wogen sich auf.

1588. Zum Frieden war nie weniger Anschein als jtzt. Die Engländer und Holländer blähte die Zerstörung der spanischen Flotte nicht wenig auf, und sie sahen dieselbe für sich mit allem Recht als den vortheilhaftesten Sieg an. Die Königin hielt daher in London einen prächtigen Einzug zu Pferde, mit allen Zeichen eines Triumphes umgeben. Die Holländer, welche ihr so treffliche Dienste geleistet hatten, machten die wichtigsten Fortschritte in ihrer Handelschaft, und genossen dabey den Schutz Englands mehr als je; so kam ihnen kein Gedanke an Frieden. Der Krieg wurde fortgesetzt, während dem jtzt neue Ereignisse ausbrachen.

Vierter Abschnitt.

Die Ligue in Frankreich wird von dem Pabst und von dem König in Spanien unterstützt. — Bürgerkrieg und schreckliche Unruhen in diesem Reiche. — Die Stände von Blois. — Tod der Herren von Guise. — Ungebundenheit der Liguisten. — Heinrich III. wird ermordet. — Das Haus Valois löscht aus. — Philipp II. versucht alles, die Krone seiner ältesten Tochter zu verschaffen, und läßt den niederländischen Krieg liegen. — Der Herzog von Parma wird mitten in seinen Fortschritten aufgehalten und führt Hülfsvölker nach Frankreich. — Er stirbt zu Arras, da er von einer seiner Reisen zurückkömmt.

Schon die Ueberschrift dieses Abschnittes zeigt, daß darinne von einer ausländischen Angelegenheit die Rede sey; ich weiß wie weit dieselbe uns von

unserm Zweck abführen könnte, finde es aber darum nicht minder nöthig, hier das Hauptsächlichste davon aufzunehmen, weil solche mit den niederländischen Angelegenheiten in der engsten Verbindung steht, und einen gewaltigen Einfluß darauf hatte.

Jene mächtige Kriegsrüstung gegen England, von welcher so eben die Rede war, und die Ligue in Frankreich, auf die wir itzt zu reden kommen, verschafte den vereinigten Provinzen eine Lüftung, welche für sie von den heilsamsten Folgen war. Die eine wie die andre erschöpften Spanien auf den Grund, und liessen die Holländer nicht allein zu Athem kommen, sondern gaben ihnen auch alle Bequemlichkeit, ihre neue Republik festzugründen, welches sie, ihres blühenden Handels ungeachtet, doch itzt in der Zeit ihrer Kindheit noch so sehr bedurften.

Um die Geschichte jenes ansteckenden Uebels in Frankreich kurz zu fassen, könnte man dasselbe schlechtweg die Krankheit des sechszehnten Jahrhunderts nennen, welche die nämliche Verwüstung und Graus dahin führte wie in die Niederlande, und woran fast ganz Europa zu leiden hatte.

Franz I. liebte die Gelehrten, verschrieb sich solche aus Teutschland, und nahm sie ungemein in Schutz. Zum Unglück aber waren dieselben schon meist von den neuen, ketzerschen Meinungen jener Zeit angesteckt, und streuten ihren Saamen nun auch in Frankreich aus.

Heinrich II. sein Nachfolger, sah den Schaden davon ein, und wollte helfen; das Unkraut aber hatte schon Wurzel gefaßt. Man erinnere sich, was wir oben bey Anlaß des Vertrags von Cambrai im J. 1559. bemerkt haben: Daß nämlich die Kar-

dinäle von Lothringen und Granvelle sich verbanden, jeder an seinem Ort die katholische Religion aufrecht zu erhalten. Granvelle legte seinen Plan offenbar zu Tage, und beförderte damit den Ausbruch der niederländischen Unruhen. Der Kardinal von Lothringen hingegen mußte den seinen noch aufschieben, und gelegnere Zeit abwarten. Indessen säumte er nicht seine Gesinnungen dem König Heinrich II. einzupflanzen, der dann seine Räthe befolgte. Dieser Fürst fieng also an gegen die Neulinge zu wüthen, und sie mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen; starb aber in seinem beßten Alter im J. 1559. an den Folgen eines Tourniers, wobey er mitten in aller Lustbarkeit an einem Aug verwundet wurde. Man bedauerte diesen tapfern König sehr, und schrieb unter sein Bild: Quam Mars non rapuit, Martis imago rapit (Entgieng er dem Krieger-Tod, so mocht' er doch dem Kriegs-Spiel nicht entrinnen.)

Nach seinem Tode fiel das Reich in drey Regentschaften nach einander, welche alle unter der Leitung seiner Wittwe, Catharina von Medicis, stuhnden. Ihr Geist und Charakter machten sie für alle Jahrhunderte berüchtigt; alle Schriftsteller reden laut davon, aber keiner sagt Gutes von ihr. Die Franzosen besonders beschimpften ihr Andenken durch die schrecklichsten Satyren, in Versen und Prosa die Menge. Ich begnüge mich, um über ihre Person nicht zu weitläufig zu werden, und um nicht zu wiederhohlen, was so viele Schriftsteller von ihr melden, nur die kurze, treffende Schilderung Thuans anzuführen; Fœmina vasti animi & superbi luxus. Circiter triginta annos in regno grassata, ex calamitate publica eam utilitatem cepit, ut omnem

auctoritatem ad se traheret. (Ein Weib von stolzer, eiteler Seele. Dreyssig Jahre in den Ränken der Regierung geübt, wußte sie alles Unheil des Staats zur Erhöhung ihres Ansehens zu benutzen.)

Diese Königin betrachtete, im Anfange ihrer Regentschaft für den jungen Franz II. mit eifersüchtigem Auge die alle Gränzen überschreitende Macht des Hauses Lothringen. Franz II. war mit der Erbprinzessin von Schottland noch bey Lebzeiten seines Vaters Heinrich II. vermählt. Man nannte ihn den König Dauphin; und die Königin Dauphine war jene unglückliche Maria, von welcher wir schon geredet haben, Tochter Jakobs II. Königes von Schottland und Mariens von Lothringen, der verwittibten Herzogin von Longueville Schwester des Kardinals und des Herzogs von Guise. So waren diese Herren die Oheime von dem regierenden Könige durch seine Gemahlin. Genau zu reden fand damals keine eigentliche Regentschaft in Frankreich statt; denn der Monarch war nicht mehr minderjährig; indessen aber auch nur erst sechszehn Jahre alt, und von so schwächlicher und weichlicher Leibesbeschaffenheit, daß er seine Mutter gerne zur Regentin haben wollte. Die Lothringischen Fürsten aber entzogen ihr alles Ansehn, und lenkten den König ihren Neffen und das ganze Reich nach ihrem Belieben.

Schon hatte der Calvinismus grosse Fortschritte gemacht, schon waren die Hugenotten eine ansehnliche Parthey in Frankreich. Selbst der König von Navarra, der Prinz von Conde und andre grosse Herren hatten sich aus politischen Gründen zu derselben geschlagen, um nämlich dem Hause Lothrin-

gen wehe zu thun. Hätte dieses Haus, sagt ein Schriftsteller, die protestantische Parthey ergriffen, so würden die andern alle auf die katholische Seite gestanden seyn. Es fanden sich sogar solche, als z. B. der Connetable von Montmorenci, der Marechel von St. André und andre, welche die Calvinische Lehre wirklich verabscheuten, und dennoch aus blosser Eifersucht begünstigten.

Dieselbe Parthey nun ergriff auch die Königin aus den nämlichen und noch stärkern Gründen. Sie unterstützte die Hugenotten mit Nachdruck, doch in Geheim. Diese aber mißbrauchten ihren Schutz, und wurden so vermessen, daß sie die Verschwörung von Amboise anzettelten, wo es darum zu thun war den König, die Königinen, und den ganzen Hof aufzuheben und alle Lothringer umzubringen. Diese abscheuliche Verschwörung schien sich von einem hohen Orte herzuschreiben; aber niemand wollte davon Wissenschaft haben. Die Lothringischen Prinzen indessen erhielten Wind davon, kamen ihr vor, und vereitelten sie.

An mehrern Orten empörte sich itzt der hugenottische Pöbel, richtete grausame Verwüstungen an, schleifte und verbrannte Dörfer und Städte gleich den Ikonoklasten in Flandern. Der Prinz von Conde wurde angeklagt, in Verhaft genommen, und zum Tode verurtheilt; nur der unversehene Hinscheid des Königes rettete ihn. Dieser, welchen die Franzosen nur den kleinen König Franz hiessen, starb nämlich während der Ständeversammlung zu Orleans, welche sich den 5. Dezember 1560. daselbst eröfnete, als er einen Monath weniger als siebenzehn Jahre alt war; und zwar an einem Ohrgeschwür,

das, der gemeinen Sage zufolg, sein hugenottischer Arzt vermittelst der Sonde vergiftet haben soll.

Dieser Tod brachte grosse Veränderungen in dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten mit sich. Die Hugenotten setzten alles in flammende Zweytracht, und wurden immer unbändiger. Der Kredit des Hauses Lothringen fiel gewaltig. Die junge Königin Wittwe wurde einige Zeit nachher nach Schottland zurückgesendet, wo sie alle das Mißgeschicke traf, dessen wir in dem vorigen Abschnitt gedachten, und welches nicht ferner hieher gehört.

Karl IX. folgte seinem Bruder, und die Königin trat nun die zweyte Regentschaft an, mit welcher sie zugleich auch ganz andre Maaßregeln ergriff. Sie bemächtigte sich nämlich ganz des jungen Königes, und entspann sich einen ränkevollen Plan, seiner auf immer Meister zu bleiben.

Sie war nun sehr unzufrieden mit der hugenottischen Parthey, welche, zufolge der Verschwörung von Amboise, auf sie hatte greifen wollen, ihren Schutz schändlich mißbrauchte, das Reich mit Zweytracht erfüllte, und sehr zur Unzeit kleine Kriege mit grossem Aufsehn führte. Es war so weit gekommen, daß man Catharinen zwang, schriftliche Vergleiche mit ihnen einzugehn, und Edikte auszufertigen, worin die Grausamkeit dieser Parthey und ihre Tollkühnheit gebilliget war. Sie entzog ihr also ihr Vertrauen gänzlich, und versöhnte sich mit dem Hause Lothringen und den Häuptern der Katholiken. Gerne hätte man in der Folge jene Edikte wiederruffen; es konnte aber ohne neue Kriege und Unruhen nicht geschehen. Tausenderley kleine Vorfälle erbitterten nunmehr die Gemüther gegen einander,

und bahnten endlich die traurige St. Bartholomäus-Nacht an.

Unter dem glänzenden Vorwand eines ewigen Friedens wurden wirklich Artikel festgesetzt und das Siegel derselben sollte die Vermählung des Königes von Navarra, der hernach unter dem Namen Heinrichs IV. so bekannt wurde, mit der Prinzessin Margaretha von Valois, der Schwester der drey letzten Könige von diesem Stamme seyn. Alles, was in dem Reiche von beyden Partheyen nur groß war, wurde zu dieser Hochzeit eingeladen. Der Admiral Coligni, ein sonst in allen Absichten verehrenswürdiger Mann, stuhnd neben den Prinzen vom Geblüt an der Spitze der protestantischen Parthey. Er kam mit dem auserlesensten Adel nach Paris, wo die Vermählung mit den größten Feyerlichkeiten vorgieng. Wenige Tage nachher starb hier, Johanna von Albret, die Königin von Navarra, welche eben auch mit grossem Gefolge auf die Hochzeit ihres Sohns nach Paris gekommen war, plötzlich. Man gab vor, sie wäre durch ein parfümiertes Paar Handschuhe vergiftet worden; dennoch aber bezeugten ihre Aerzte, strenge Hugenotten, daß sie bey ihrer Zergliederung kein Gift hätten entdecken können.

Während dem nun die Freudenfeste über den geschlossenen Frieden sowohl als über die Vermählung dauerten, eröfnete sich in der Nacht des 23. auf den 24. als auf den Bartholomäus-Tag 1572. jenes Trauerspiel, welches die Nation sowohl als ganz Europa mit Schauer erfüllte. Man führte nämlich das gräßliche, am Hofe selbst sint langem ausgedachte Komplot aus, alle Hugenotten im Königreiche zu vertilgen, und wirklich umzubringen.

Der Admiral Coligni war in dem Hotel Betyzi einquartiert, und mehrere von seinem Gefolge in seiner Nähe. Um Mitternacht mußte zum Loszeichen bey St. Germain Auxerrois Sturm geläutet werden. Man bemerkte, daß der König, als die Stunde anrückte, bange hatte, und von seinen blutdurstigen Gesinnungen sehr beunruhigt wurde. Auf das gegebene Zeichen stürzten die Vollzieher dieses abscheulichen Gemetzels hervor; die größten Herren stuhnden an ihrer Spitze. Der Admiral fiel einer der ersten an Degen- und Hellebarden-Stichen, und sein Körper ward aus dem Fenster geschmissen. Auf dieselbe Weise wurden sein Tochtermann, Teligni, der Marquis von Lavardin, die Grafen von Rochefoucault, von Montamare und so viele andre von Adel, wohl 700. an der Zahl, mit kaltem Blute, überall, bis an die Porten des Louvre selbst, ermordet. Das aufgehetzte Volk drang in die Häuser ein, schleppte die Hugenotten heraus, und metzelte sie zu Hause und in den Gassen nieder, welche vom Blut überloffen. In dieser scheußlichen Nacht wurden sogar viele Katholiken, sowohl aus Unwissenheit als aus Bosheit mit Hugenotten verwechselt, und mehr als 6000. Menschen ohne Unterschied des Geschlechts und Alters kamen jämmerlicher Weise ums Leben.

Ich will mich nicht bey den scheußlichen Umständen aufhalten, welche, besonders von Seite des Königes, der Königin, des Hofes und aller jener kaltblütigen Henker, jedes menschliche Gefühl empören. Die beyden De Thou, Vater und Sohn, ziehen einen Vorhang über diese Greuel, und führen anstatt einer ausführlichen Erzählung derselben die Verse des Statius an:

Excidat illa dies ævo, nec posterа credant
Secula. Nos certe taceamus & obruta multis
Nocte, tegi propriæ, patiamur crimina gentis.

Nichtsdestoweniger vermaß sich ungefehr ein Jahrhundert hernach Gabriel Naude, Bibliothekar des Kardinals Mazarin, diese Handlung zu rechtfertigen. Er giebt zu, daß die Pariſiſche Blut-Hochzeit in seinen Tagen zwar von Protestanten sowohl als Katholiken auf dieselbe Weise verabscheut worden; und dann will er sie doch als ein grosses politisches Staats-Kunststück zu retten und ihre Nothwendigkeit zu erweisen suchen. Eben dieser Verfasser schrieb noch ein Buch, dem er den Titel gab: Apologie grosser Männer, die man der Magie beschuldigte. Mir däucht, Naude hätte wohl etwas Magie bedurft, um mit einer Apologie der Bartholomäus-Nacht sein Glück zu machen.

Jenes Morden war aber nicht für Paris allein veranstaltet. Zufolg ausdrücklichen Befehlen geschah zu Rouen, Lion, Bourges, Bordeaux, Tour, Toulouse, Angers, Poitiers, Meaux, und in andern Städten dasselbe. Die Geschichte sagt, daß in dem ganzen Königreich, in der Provence, Dauphine, Burgund, Auvergne und Bayonne 30,000. Hugenotten ermordet wurden. Einige Gouverneurs wußten indessen die Ausführung so ungeheuer gewaltthätiger Aufträge von sich abzulehnen. Der Bischof von Lizieux z. B. widersetzte sich derselben gänzlich, und sagte: „Als Hirte wolle er die verirrten Schaafe „wieder in den Pferrich zurückzuführen suchen; aber „keineswegs dulden, daß man sie erwürge". Ungefehr dasselbe erzählt man von dem Bischofe von Grenoble. Während dem Gemetzel zu Paris selbst

nahm man den König von Navarra und den Prinzen von Conde gefangen, und zwang sie, dem Calvinismus zu entsagen. Der König war sogar im Begriffe, den letztern eigenhändig mit dem Schwerdt niederzumachen.

So sehr man sich nun Mühe gab, eine solche Schandthat mit dem Schleyer der Religion, der unumgänglichen Nothwendigkeit, der gerechten Strafe, und einer unverheimlichten Verschwörung zu beschönen, so blieb sie allen auswärtigen Völkern nicht minder ein Abscheu auf immer. Freylich büßten die Calviniſten dabey ein Großes ein; darum aber fehlte noch viel zu ihrer gänzlichen Ausrottung; die Uebergebliebenen wurden um so viel hartnäckiger und erbitterter, so daß alles Zutrauen nun gänzlich verloren gieng.

Seit dieser Zeit fiel Karl IX. in eine tödtliche Schwindsucht, und nahm zusehends ab. Man schrieb es den nagenden Gewissensbissen zu, mit der ihn diese That verfolgte, welche jedermann barbarisch und unmenschlich hieß. Uebrigens gedenken die französischen Schriftsteller seiner dennoch mit Schonung, und schildern ihn als einen Fürsten von guten Anlagen, die aber seine Mutter verdarb. Der Herr von Voltaire sagt von ihm in seiner Henriade:

Par sa mere elevé, nourri dans ses maximes
Il n'étoit point, comme Elle, endurci dans les crimes.

(Zwar von seiner Mutter erzogen, und mit ihren Grundsätzen genährt, war er doch nicht so, wie sie, im Laster verhärtet.)

Dieses war der allgemeine Ton jener Zeit, daß man ihm zwar die grausamsten Vorwürfe macht, dabey aber viel von der Schuld auf seine Jugendseh-

ler schob, und ihn dafür bedauerte. Dagegen war, ohne einige Zurückhaltung, alles über die Königin her; man erlaubte sich die giftigsten, gehässigsten Vergleichungen, und füllte ganz Europa mit Satyren über sie an. Man könnte ihrer bey Dutzenden zählen.

Der König starb den 30. May 1574. im 23. Jahre und 11. Monathe seines Lebens. Zu seiner Abzehrung gesellte sich noch ein Schweiß, mit Blut vermischt, das ihm zu allen Poren hervordrang. Er hatte sich im J. 1570. mit der Erzherzogin Elisabeth, der Tochter Kayser Maximilian II. verheurathet. Philipp II. begehrte sie nunmehr zu seiner vierten Gemahlin; sie schlug aber seine Hand beharrlich aus. Diese tugendhafte Königin hatte in Frankreich allzuschreckliche Dinge gesehen. Sie war es, die den König einst in seiner Wuth gegen den Prinzen von Conde verhinderte, daß er ihn nicht durchbohrte. Sie gebahr ihm eine einige Prinzessin, welche aber noch in der Wiege verschied. Nun gieng sie in ihr Vaterland zurück, und starb als Religiosin in einem Kloster zu Wien im J. 1592.

Da Karl IX. ohne Kinder starb, so kam die Krone nun auf den dritten Bruder, der seit einem Jahr König in Pohlen war; und ihre Mutter, Catharina von Medicis, bekam nun die dritte Regentschaft in die Hände, so lange der König noch abwesend seyn würde.

Heinrich III. genoß ehedem in Frankreich, noch als Herzog von Anjou, einen sehr guten Namen; man schäzte ihn als einen Prinzen, der zu regieren wüßte, und dabey weise und tapfer wäre. Als Befehlshaber über die Armee hatte er die Schlachten

bey Jarnac, Montcontour und andre, gegen die Protestanten, gewonnen. Dieser Ruhm, nebst den Unterhandlungen eines geschickten Bothschafters und einigen klug angebrachten Summen, lenkten die Wahl der Pohlaken auf ihn; sie ernannten ihn zu ihrem König, und er wurde i. J. 1574. feyerlich zu Krakau gekrönt.

Ob nun wohl das Klima seinem Verstand und Charakter nachtheilig gewesen seyn mögen? Wenigstens war sein Betragen itzt, da er nach Frankreich zurückkam, ganz anders. Ja schon die Weise, wie er Pohlen verließ, war so selten und ungereimt wie möglich. Nachdem er eines Abends spähte die Nachrichten erhielt, welche ihm den Tod seines Bruders verkündigten, machte er noch in der Nacht geheime Anstalten zur Abreise, und eilte den andern Tag, ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, und ohne von jemanden Abschied zu nehmen, mit fünf oder sechs seiner Hofleuthe fort. Pferde und Vorspann hatte er voraus bestellt; und nun gieng er mit schneller Post nach Wien, als ob er dem Gefängniß entronnen wäre. Was aber vollends das Seltsamste war, so hatte er nichts auf die Pohlaken zu klagen, noch sie auf ihn; und wenn er ihnen seine Lage vertraulich entdeckt hätte, so wäre er im Stand gewesen, seinem Bruder, dem Herzoge von Alencon, den Vortheil der Nachfolge auf dem pohlnischen Thron zuzuwenden. Allein er verließ dieses Reich mit so schlechter Art, daß es die Pohlen für den Kopf stieß; und so gerne der erwähnte Herzog sonst auf Abentheuer ausgieng, wie wir aus seinem Betragen in den Niederlanden wissen, so durft' er hier nicht zum Vorschein kommen.

Indessen ließ die Eile des Königes auf dieser Reise bald nach. Schon in Wien säumte er sich einige Tage; und nachher fand er in Venedig seine Lust daran, das Arsenal und die Stückgiesserey zu besehen, und dem Schiffswettlaufe, Faustkampf und andern Vergnügungen beyzuwohnen, womit die Republik auswärtige Fürsten zu beehren pflegt. Als er auf Avignon kam, verweilte er sich über dem Beschauen einer Prozession der weissen Büssenden, ließ sich sogar in ihre Brüderschaft einschreiben, und nahm ihre Statuten mit sich nach Paris, um da auch eine solche nach ihrem Muster einzurichten. Endlich als er in Paris anlangte, bemerkte man sogleich viel Unruhe an ihm. Die Protestanten hielten sich seit dem Blutvergiessen an der Bartholomäus-Nacht stille; man hatte Friede mit ihnen gemacht, und ließ sie nun auch ruhig, im Besitz einiger Vortheile sogar, welche ihnen in den neusten Edikten zugesichert wurden. Auf seiner Reise über Wien hatte der König den Kayser Maximilian II. über die Religionsangelegenheiten Frankreichs um Rath gefragt. Dieser letztre, ein wohldenkender friedliebender Fürst, rieth ihm, die Ruhe im Reiche zu unterhalten, noch blutende Wunden nicht wieder zu öffnen, und die Dinge nur allmählig durch gutes Beyspiel und sanfte Mittel dahin zu bringen, wo er sie haben wollte. Einige Senatoren von Venedig, die er ebenfalls zu Rathe zog, antworteten ihm auf dieselbe Weise. Kaum aber war der König anwesend, und hatte einige Unterredungen mit der Königin Mutter gepflogen, als man schon wieder neue Vorkehrungen machte, die hugenotische Parthey zu unterdrücken. Dieser Monarch handelte also blos nach seinem Eifer,

ohne seine Kräfte oder den Zustand seines Reichs in Rükſicht auf eine solche Unternehmung ins Auge zu fassen. Er war wirklich schon einer der hauptsächlichsten Stifter der Bluthochzeit gewesen, und nun von Neuem gesonnen, nach denselben Maaßregeln weiter fortzufahren, und kurzweg die Hugenotten in Frankreich auszureuten. So beschloß man denn, sie zu bekriegen, und das neueste Edikt wieder aufzuheben.

Allein sobald es zu öffentlichen Thätlichkeiten kam, spührte man bald, daß die St. Bartholomäus-Nacht bey Weitem nicht alle Feinde vertilgt hätte; sie wachten von einem Ende des Reichs zum andern auf, wurden von auswärtigen Mächten unterstüzt, und liessen sich so kräftig finden, daß der Hof, nach einigen wenigen mißlungenen Unternehmungen, schon klar abnehmen konnte, er würde unumgänglich unterliegen, wenn der Krieg fortdauern sollte.

Die Königin Mutter war des Spiels gewohnt, zwischen Partheyen Feuer zu blasen, und Fehden zu erregen, und dann wieder zu gelegener Zeit, wie sie wähnte, die Mittlerin zu machen. Da es aber leichter ist, die Zweytracht anzublasen, als sie wieder auszulöschen so bald man will, so entsprachen mehrere solcher kleinen Kriege und Friedens-Vermittlungen ihren schlimmen Absichten meist übel, und mußte der Hof nicht selten solche Machenschaften theuer genug bezahlen.

So gieng es auch itzt. Sie wendete alle mögliche Geschicklichkeit an, die Unruhen zu stillen, und es gelang ihr einstweilig; allein unter so nachtheiligen Bedingnissen, daß die Hugenotten den größten Vortheil davon zogen, und die Friedens-Artikel so zu

sagen nach Belieben vorschreiben konnten. Unter anderm trat der Prinz von Conde die Stadt Perronne und das Gouvernement von der Pikardie ab.

Jakob von Hümieres, Marquis von Encre, ein sehr vornehmer und mächtiger Herr, verwaltete dieses Gouvernement nebst dem von Roye und Mondidier; er war ein strenger Katholike, hatte grosse Besitzungen in diesen Provinzen, und wurde daselbst beynahe angebetet. Dieser samt dem übrigen zahlreichen Adel in gedachten Ländern, waren über die Schwäche des Hofs, und über die Vermessenheit der Protestanten so aufgebracht, daß sie sich feyerlich entschlossen, ihrerseits sich festzuhalten, und ihre Rechtgläubigkeit um keinen Preiß aufzuopfern. Dieser Entschluß war es, der, nebst einigen andern zusammentreffenden Umständen, im J. 1576. der auf immer berüchtigten Ligue den ersten Ursprung gab.

Zwar war das Projekt nicht mehr neu; schon lange sprach man leise von einer solchen Vereinigung.

Der Kardinal von Lothringen hatte, bey jener Uebereinkunft mit dem Kardinal von Granvelle einen ausgearbeiteten Plan dazu entworfen. Es sollte nämlich mit Einwilligung des Pabstes, zur Beschützung der katholischen Religion, eine Conföderation errichtet werden, sowohl zum Angriff als zur Vertheidigung gegen jeden ihrer Feinde ohne Unterschied; und die Conföderierten sollten einem besonders dazu erwählten Oberhaupt den Eid der Treue schwören. Dies hieß also eigentlich, in Frankreich ein zweytes Königreich aufrichten. Nun sah der Kardinal täglich, wie schonend man die Protestanten behandelte; wie die Königin Mutter sich mit beyden Partheyen verstuhnd; wie sie bald die einen bald die

andern erhob oder unterdrückte, je nachdem es das Hof-Interesse zu erfodern schien. Auf solche Weise handelte sie gleich bey ihrer ersten Regentschaft unter Franz II. und hernach auch unter Karl IX. Dieses sollte für die Zukunft durch eine solche Ligue verhindert werden. Allein der Kardinal konnte damit nicht zu Stande kommen. Franz von Lothringen, Herzog von Guise, sein Bruder, ein grosser, in Frankreich sehr angesehener Mann, den er zum Oberhaupt bestimmt hatte, wurde i. J. 1563. bey der Belagerung von Orleans, von einem hugenotischen Edelmann, Namens Poltrot, mit einem Pistolenschuß ums Leben gebracht, als er eben in sein Quartier zurückgehen wollte. Dieser Tod verrükte dem Kardinal seinen ganzen Plan. Heinrich, Herzog von Guise, sein Neffe, war noch zu jung, und der Kardinal selbst starb i. J. 1574. wie man damals glaubte an Gift. Alsdann erneuerte man jene Maaßregeln; und der junge Herzog trat, sobald er geschikt dazu war, in den Entwurf ein.

Heinrich von Lothringen, Herzog von Guise war damals in der Blüthe seines Alters zwischen dreyssig und vierzig Jahren. Alle Schriftsteller, selbst die, welche der Parthey, die er hielt, noch so abgeneigt sind, schildern ihn aufs Vortheilhafteste. Er war der schönste Mann seines Jahrhunderts, von heroischer Statur und majestätischem Blick. Im Feld hatte er sich bey verschiedenen Anlässen ausgezeichnet, und schon im sechszehnten Jahre seines Alters in Ungarn die ersten Dienste gethan. Eine Narbe von einem Schuß, der ihn bey einem Sieg über die Protestanten unweit Chateau-Thierry an einer Backe berührt hatte, erhöhte seine Schönheit und angeneh-

me Gesichtsbildung noch mehr, und man gab ihm daher den Beynamen: Der Belafre, oder Geschmarrte. Mit diesen herrlichen Naturgaben vereinigte sich in ihm eine eben so schöne Seele, ein königliches Herz und ein hoher Verstand. Er war ungemein freundlich, gnädig, freygebig und mildthätig gegen Arme, und streute seine Wohlthaten aus, wo er irgend Bedürfnisse fand. Sein berühmter Name, die Ehre seines Hauses, der Ruhm seines Vaters und seines Oheims, sein eigener Werth, und die gute Sache die er führte, bildeten in allen Absichten einen Fürsten aus ihm, der wenige seinesgleichen hatte. Die Franzosen, besonders die Einwohner von Paris, waren ganz von ihm bezaubert, und vergötterten ihn. Das Volk endlich betrachtete ihn als den Nebenbuhler des Königes, und wagte es, die freymüthigsten Vergleichungen zwischen beyden anzustellen, wobey denn der auffallendste Unterschied nur zu sehr in die Augen sprang.

Heinrich III. hatte alle Zuneigung seiner Unterthanen, und damit auch alle Ehrfurcht und Ansehn verloren. Bald trat allgemeine Verachtung in ihre Stelle. Von dem, was er ehedem gewesen, war er blos noch ein Fantom. Unbeständig und veränderlich, unternahm er heute grosse Plane und weit aussehnde Kriege, und den andern Tag ließ er sie aus Furchtsamkeit oder Nachlässigkeit wieder liegen. Immer unruhig und unentschlossen gieng er schnell von einem Aeussersten zum andern über. So übertrieben auch der Haß gewesen seyn mag, den man auf ihn warf, so schildert ihn doch die Geschichte jener Zeit allgemein als einen den niedrigsten Ausschweifungen ergebenen Fürsten, aus welchen er sich dann zur Abwechse-

wechselung in Andächteley und mönchische Zucht hinüberwarf. Er stiftete die meisten Orden der Büssenden mit spitzigen Kapuzen, und wandelte selbst in solcher Verkappung und mit blossen Füssen in ihren Prozessionen und Wallfahrten mit. Das nannten denn seine Feinde Kinderey, Scheinheiligkeit und Heuchelwerk. Die ganze Nation aber beklagte sich noch viel mehr und aufs ernstlichste über seine gränzenlose Verschwendung bey einer so schweren Zeit.

Der König ließ nämlich sich selbst und seine große Monarchie gänzlich mehrern jungen Favoriten zur Beute, welche man seine Mignons nannte, und diese verschwendeten nach seinem Beyspiel ungeheure Summen. Dergleichen nahm er täglich neue an; nur die fünf berüchtigtsten müssen wir etwas näher kennen lernen.

Der erste war der berühmte Herzog von Joyeuse, ein Mann vom höchsten Range, und den man um seine äussere Glücksumstände noch nicht so sehr beneidete, weil er neben denselben wesentlichere, ausnehmend grosse Verdienste hatte. Der König wollte ihn durchaus auf die gleiche Linie mit sich selbst gestellt wissen, indem er ihn zu seinem Schwager wählte, und ihn mit der Prinzessin von Lothringen-Mercoeur, Schwester der Königin, vermählte. Die Hochzeit wurde mit solchem Pracht und Aufwand vollzogen, daß die Prediger auf der Kanzel dagegen eiferten, und das Königreich darüber seufzte. Dieser Herzog von Joyeuse verlor, nebst noch so manchen von der Blume des französischen Adels i. J. 1587. in der Schlacht bey Courras das Leben, wo er eine grosse Armee gegen den König von Navarra angeführt hatte, der hier den glänzendsten Sieg erfocht.

Ein zweyte von diesen Günstlingen war Johann Ludwig von Nogaret und la Valette, in Frankreich unter dem Namen des Herzogs von Epernon bekannt. Dieser gelangte zu den höchsten Ehrenstellen und dabey zu unsaglichem Reichthum. Er lebte unter vier Königen, und starb erst i. J. 1642. unter Ludwig XIII. im 88. Jahre seines Alters. Girard, sein Sekretär, hat seine Biographie geschrieben, welche mehrmals gedruckt worden, und für die Geschichte von Frankreich deswegen besonders wichtig ist, weil der von Epernon sein ganzes Leben durch an allen nur etwas merkwürdigen Begebenheiten, und zwar oft den allerwichtigsten Antheil hatte. Die drey übrigen Lieblinge des Königes hiessen Quelus, Maugiron und St. Megrin, muthwillige junge Leuthe von Stande, welche alle drey i. J. 1578. ums Leben kamen. Die zwey erstern blieben im Zweykampf, und St. Megrin wurde um einer Galanterie willen ermordet, als er erst 18. Jahre alt war. Quelus starb in den Armen des Königes. Er ließ ihnen prächtige Leichenbegängnisse anordnen, wobey der Bischof von Nevers die Leichenrede hielt. In der St. Paulus-Kirche wurden ihnen kostbare marmorne Grabmähler errichtet, mit ihren Bildnissen und andern Verzierungen ausstaffirt. Von Sainte Foix erzählt uns dieß in seinen historischen Versuchen über Paris, und giebt die Denkschriften von diesen Grabmählern in lateinischer und französischer Sprache. Wirklich herrscht in denselben ein so heidnischer Geschmack, und ist so viel von Venus, Amor und den Parzen die Rede darinne, daß sie sich für eine Kirche eben schlecht genung schickten. Der erwähnte Schriftsteller versichert übrigens, diese

Innschriften aus einer Handschrift vom J. 1587. geschöpft zu haben; denn im Jahr darauf, als die Nachricht von dem Tode der Herren von Guise zu Blois nach Paris kam, stürzte das Volk wüthend in die St. Paulus-Kirche, zerbrach und verwüstete diese Grabmähler, und schrie dabey: Es gezieme sich nicht, daß solche Nichtswürdige, die als Gotteslängner gestorben wären, und solche Lieblinge des Tyrannen, so schöne Monumente im Tempel hätten.

Dieses Wenige zeigt uns schon den ganzen Geist der Regierung Heinrichs III. Dieser Fürst gab sich immer mehr in die niedrigste Weichlichkeit dahin, überließ die Geschäfte seines Reichs jedem der sich damit bemengen wollte, und mochte kaum mehr von den wichtigsten Angelegenheiten reden hören. Er entschlief (wie seine Zeitgenossen sich ausdrückten) am Rande des Abgrunds. Und die Königin Mutter mochte es wohl leiden; denn es schmeichelte ihren Ehrgeitz, Regentin zu seyn, obgleich sie auch nicht selten mit den Favoriten ins Gedränge kam.

Bey so bewandten Umständen, mußte jtzt das sint langen Jahren entworfene Projeckt der Ligue um so viel leichter zur Reife kommen. Der Traktat zu dieser Konföderazion wurde zu Peronne ins Reine gebracht und unterzeichnet, und der ganze pikardische Adel tratt ihm bey. Er fieng sich „Im Namen „Gottes" an, und enthielt 12. Artikel, von denen drey oder viere wirklich an die Königliche Majestät und den höchsten Gewalt griffen, indem sie die Macht der Krone in einigen Punkten auf das einschränkten, was die General-Stände darüber bestimmen würden, und dabey den Krieg gegen jeder-

mann erklärten, ohne Ausnahme, der sich denselben widersetzen dürfte.

Man erinnert sich an den berühmten Bredaischen Traktat von 1566. Mit dem von Peronne hatte es gerade die nämliche Bewandtniß. Jener war nur mehr in Geheim und mit vieler Vorsicht gegen einen mächtigen Monarch gerichtet; dieser aber weit öffentlicher, und kräftiger unterstützt gegen einen schwachen König. Gleichwie von jenem, sendete man auch von diesem Abschriften an alle Ende des Königreichs. Der Herzog von la Tremouille, einer der mächtigsten Herren in Frankreich, war damals in übelm Verständniß mit den Hugenotten; er nahm also die Ligue nicht allein für sich an, sondern führte ihr auch den Adel von Poitou, Aunis und la Touraine zu. Andre thaten dasselbe mit ganzen Provinzen aus ähnlichen Ursachen, oder sonst überhaupt aus Mißvergnügen.

In Paris selbst betrug man sich anfänglich etwas zurückhaltender und klüger. Drey oder vier Weltpriester arbeiteten aber mit dem glücklichsten Erfolg für die Sache; sie kamen oft auf dem Zimmer des Pfarrers von St. Benedikt bey der Sorbonne zusammen, welche man darum die Wiege der Ligue nannte. Man bot eine aufrührische Schrift in ganz Frankreich herum, die dann auch weiter in Rom und Madrid gelesen wurde, und, ungeachtet sich niemand dazu bekennen wollte, darum nicht minder ihr Gift weit umher verbreitete. Es war eine Abhandlung, welche beweisen sollte, daß die Krone Frankreich nur allein Karl dem Grossen und seinem Stamme zukomme, und keineswegs den Nachkömmlingen von Hugo Caper, der sich dieselbe unrecht-

mässiger Weise angemaaßt hätte; daß Gott die wahren Katholiken begeistre, den Frieden zu verabscheuen, den man mit den Ketzern eingegangen hätte, und die Lothringischen Fürsten, als die wahre Nachkommenschaft von Karl dem Grossen, wieder in ihre Rechte einzusetzen. Diese Schrift sowohl, als andre Reden und Predigten, verkehrten in kurzer Zeit den Sinn von ganz Paris. Es vereinigte sich nun auch hier eine Union, und man wählte zuerst zehn, dann sechszehn Personen, die den grossen Rath dieser Verein ausmachten, welche sich dann hinwieder mit den besondern Unionen in der Pikardie und andern Provinzen verband. Aus allen zusammen nun bestuhnd denn die Ligue, die von Tag zu Tage mehr anwuchs, und immer furchtbarer wurde; das Sechszehner-Korps von Paris aber setzte sich an der Spitze der ganzen Verschwörung. Diese Sechszehen waren, aus den 16. Quartieren von Paris, in demselben demokratischen Geiste erwählt worden, wie jene Achtzehn in Gent, von welchen wir oben so oft den Anlaß zu reden hatten. Die Genter tyrannisierten Flandern; die Pariser stiegen jtzt eben so zu einer solchen Verwegenheit hinan, daß sie den Thron umstürzten, und sich anmaaßten, mit demselben nach Belieben zu handeln.

Die Ligue erwartete nur noch ihr Oberhaupt, dessen Anführung sie sich unbedingt unterwerfen wollte; man wußte zwar allgemein wer das seyn sollte, noch war es aber nicht öffentlich erklärt. Jtzt stellte sich Heinrich III. selber an ihre Spitze, weil sie ihm die Unterstützung der katholischen Religion zur Absicht zu haben schien; bedachte aber nicht, daß er vermittelst dieses Beytritts alle Artikel der Konven-

tion unterschreibe, und jedermann die Freyheit gebe sich ihr beyzugesellen, dadurch aber selbst mehrern seiner eigenen königlichen Vorrechten entsage. Die, welche ihm diesen Beytritt anriethen, thaten es wohl in guter Meinung; allein sie schlug sehr übel aus. Der Herzog von Epernon negozierte um diese Zeit, auf Befehl des Königes, mit dem Könige von Navarra einen Vergleich; sogleich erhuben die eifrigsten Glieder der Ligue ein Geschrey, Heinrich III. selbst wäre ein Ketzer und Begünstiger der Ketzerey; und dieses war genug, ihn von der Oberhauptswürde auszuschliessen, und auf jemand andern zu denken.

Noch fand aber der Herzog von Guise es nicht thunlich, sich selbst dafür anzubieten, und stellte einen andern dar, nämlich den Kardinal von Bourbon, Erzbischof von Rouen und Abt von St. Denis, Bruder von Anton und Oheim von Heinrich dem Könige von Navarra. Er war schon siebenzig Jahre alt, meinte aber dennoch einst noch der Nachfolger Heinrichs III. zu werden, der erst dreyssige hatte. Unterdessen wollten ihn doch die Verbündeten nun einmal an der Spitze ihrer H. Katholischen Ligue gegen seinen ketzerschen Neffen haben. Da der gute Greis sonst schon etwas kindlich war, so machte ihn diese Beförderung vollends gar irre; er legte die geistliche Kleidung beyseite, rüstete sich als Ritter, schnellte die Waffen um, und wollte bey der Armee erscheinen. Er starb nachher im J. 1590. und die wenigen Monathe, die er den König von Frankreich wirklich überlebte, machte man ihm die Freude, in seinem Pallast ihn König zu heissen. Man sagt sogar, es fänden sich in einigen

Kabinetten goldene Münzen von seinem Gepräge, wo er den Namen Karls X. führt. Auch findet sich eine Abbildung von ihm, in einer höchst grotesken Stellung in der Kirche zu St. Denis. In verschiedenen Kapellen und an den Mauern der Kirche umher stehen die Denkmähler der Könige, die Mausoleen Ludwigs XII. Franz I. und andrer. In dem Chor selbst aber sieht man nichts, als den Eingang in die Gruft oder Begräbnißhöhle der Bourbons; nur zur Linken über dem Gitterwerk, womit das Chor verschlossen ist, steht das knieende Bild dieses Kardinals auf einer Console, mit dem Rücken an einen steinernen Pfeiler gelehnt, und bunt bemahlt; in seinem grossen Pluvial und übriger rother Zierde, wovon besonders der Hut, der zum Theil von dem steinernen Pfeiler bedeckt wird, so wohl angebracht ist, daß er anderthalb Fuß von dem Haupt absteht.

Noch vor der Erscheinung dieses Phantoms hatten die unruhigsten Ligueurs und die Sechszehn von Paris den König, der sich einstweilig zum Haupt der Ligue aufgeworfen hatte, wider seinen Willen, in einen langwierigen, grausamen Krieg gegen den König von Navarra, den Prinzen von Conde und die Protestanten verwickelt. Derselbe dauerte mehrere Jahre hindurch, und war sehr unglücklich für Frankreich. Der Bearnenser gewann die Schlachten bey Coutras, Ivri, die Treffen bey Senlis, Arques und andre. Eine Menge Belagerungen, Ausfälle, Ueberrumplungen und barbarische Grausamkeiten, verwüsteten das Reich. Es ist hier nicht der Ort, diesen schrecklichen Bürgerkrieg im Einzelnen zu beschreiben; nur den Ursprung und die Fort-

schritte jener furchtbaren Ligue die so viel Grausen und Unheil erzeugte, wollt' ich einigermaassen ins Licht setzen. Ich übergehe daher alles andre, bis auf die letzten schrecklichsten Scenen. Es waren nämlich dreye besonders, alle gleich entsetzlich, die innert 15. Monathen im Lauf der Jahre 1588. und 1589. vorfielen, und Frankreich an den äussersten Rand des Abgrundes führten.

Noch müßen wir indessen vorher betrachten, was diese Stürme in Frankreich in den niederländischen Unruhen für eine Veränderung bewirkten. Der König von Spanien sah die Entstehung der Ligue und ihre anwachsende Stärke mit Vergnügen, so daß er auf diese Verschwörung grosse Plane baute, und sich entschloß ihr aus allen Kräften Vorschub zu thun. Er beorderte deswegen seinen Gesandten Mendoza, dem Herzoge von Guise, den Ligueurs und den Häuptern von Paris, allerley Anerbietungen zu thun. Anfänglich waren es zwar nur geheime Einschläge und Geld, womit er sie unterstützte; bald aber mußte er aus der Larve hervortretten; Truppen nach Frankreich senden, und dort auf seine Kosten unterhalten; also die Niederlande davon entblössen, und ihre Eroberung aufgeben. Die wahre Absicht der Spanier kam alsdann im J. 1585. ans Tageslicht, da jene flamändische Gesandtschaft dem französischen Monarchen so dringend die Souveränetät über die Provinzen anerbot. Der spanische Gesandte that zwar alles mögliche, die gedachten Flamänder davon abzuhalten; es gelang ihm aber nicht, und als er sah, daß der König und die Königin Mutter jenen Anträgen wenigstens ein aufmerksames Ohr darboten,

so setzte er die Ligue in Bewegung. Itzt fieng der Krieg öffentlich an. Die Liguisten bemächtigten sich zu gleicher Zeit mehrerer Städte in verschiedenen Provinzen. Toul und Verdun in der Pikardie, Orleans, Chalons, Metzieres, Dijon in Burgund und andre Plätze, wurden mit bewaffneter Hand erobert. Dieß waren die ersten bedeutenden Schritte der Ligue, welche darum auch den König und den Hof in solche Verlegenheit stürzten, daß er die Unterhandlungen mit den Flamändern abbrach, die Gesandten mit thränenden Augen entließ, und ihnen seine Unruhe und Ohnmacht gestuhnd.

Aehnliche mit klingender Münze unterstützte Intriguen, thaten auch ähnliche Wirkungen bey den Sechszehnern zu Paris, bey den aufrührischen Predigern, bey allen feilen Seelen aus der niedrigsten Volksklasse und den sogenannten Colporteurs der Ligue. Aus dieser Quelle flossen dann all' jenes respektswiedrige Betragen, jene frechen Aeusserungen, den Monarch vom Throne zu stossen, oder in ein Kloster zu sperren, wie man's etwa mit den Königen der ersten Stämme, welche man die Fainuans (die Faulen, Unthätigen) hieß, zu thun gewohnt war; mit einem Wort das ganze aufrührische Betragen der Pariser.

Der König, voll Erbitterung über diese mehrere Jahre hindurch anhaltende Beleidigungen, war itzt auf eine mächtige Rache und auf irgend einen Hauptstreich bedacht, wie er sein verlorenes Ansehn' wieder herstellen könnte. Zu dem End ließ er einige Truppen anrücken, welche die unruhigsten von den Sechszehnern aufheben sollten.

Zufälliger Weise war damals der Herzog von Guise zu Soissons, und erfuhr dieses Vorhaben des Königes. Sofort entschloß er sich, seinen Einfluß zu Paris mit des Monarchen seinem zu messen, und jene vorhabende Thätlichkeit mit seiner blossen Gegenwart zu vereiteln. Dieß gab denn Anlaß zu dem ersten der Auftritte, von denen ich vorläufig schon oben geredet habe, nämlich zu jener berüchtigten Straffensperrung in Paris, dem unseligen Tage, durch welchen das Reich gleichsam an allen seinen vier Enden in Flammen gerieth. Der König vernahm was der Herzog im Sinn hatte, und sendete den Präsidenten von Bellievre nach Soissons, mit dem ausdrücklichen Verbot an ihn ab, nicht nach Paris zu kommen. Allein der letztre behauptete, dieses Verbot habe nur den Sinn, nicht bewafnet zu erscheinen, und begab sich daher, um einen neuen Befehl zu vereiteln, sogleich auf mehrern Abwegen nach der Hauptstadt. Den 9. May 1588. gegen Mittag ritt er auf einem zierlichen Pferde, bloß mit einem Gefolge von acht Personen, in Paris ein. Dieß wußte man dort so gut zum voraus, daß mehr als 2000. Menschen in den Straffen wo er hindurch mußte, an den Fenstern und auf den Dächern sogar, seinen Einzug gewärtigten. Auch war er kaum innert der Porte St. Denis angelangt, so erhub sich von dieser ungeheuern Menge ein durchdringendes Freudengeschrey, und man verfolgte ihn mit dem immerwährenden Zurufe: „Es lebe Guise, der Pfeiler der Kirche"! Man warf ihm Blumen zu, besprengte ihn mit wohlriechenden Wassern, drängte sich an ihn hin sein Pferd zu küssen, und was hundert solcher Ausschweifungen

mehr seyn mochten. Es war der schönste Tag seines Lebens; auch genoß er ihn mit langsam kostenden Zügen, ritt in sehr kurzem Schritt, den Hut in der Hand, links und rechts die zallose Menge grüssend, welche jeden Augenblick ein neues Jubelgeschrey erhub. Er nahm seinen Weg gerade nach dem Pallast der Königin Mutter, die, durch das Gelerm seiner Vorläufer von seiner Ankunft benachrichtigt, dort seiner wartete. Itzt setzte sie sich in eine Sänfte, und der Herzog begleitete sie zu Fuß bis an den Louvre, immer mitten durch eine unzähliche Menge Menschen. Die Königin begab sich sogleich zum Monarchen, fand denselben voll Grimmes, und auf den Untergang des Herzogs bedacht; denn man hatte ihm gerathen, denselben von seiner Leibwache niedermachen zu lassen. Unterdessen stieg dieser die grosse Treppe hinan, gieng durch den Saal und die Vorzimmer beynahe allein mitten durch alle Garden und eine gedoppelte Reihe Offiziere und Hofleuthe, die ihn meist unfreundlich genug anblickten. Eine Prinzessin flüsterte im Vorbeygehen ihm zu, er möchte auf seiner Hut seyn. Der Herzog schritt immer vorwerts, ohne seine Fassung zu verlieren; legte dabey, entweder aus Gewohnheit oder aus Absicht, von Zeit zu Zeit die Hand an sein Degengehänge, drang bis an das Kabinet des Königes vor, und wirklich hinein. Gleich darauf trat Heinrich mit der Königin Mutter und dem Präsidenten Bellievre in dasselbe. Von Guise machte dem Könige eine sehr tiefe Verbeugung, und sagte ihm mit kurzen Worten, er brächte seinen Kopf mit, um sich gegen die Verleumdungen seiner Feinde zu vertheidigen, und Gerechtigkeit gegen dieselben zu

fodern. Der Monarch war in grosser Verwirrung, wies auf Bellievre, und fragte den Herzog, ob er nicht sein königliches Verbot erhalten hätte? Itzt entstuhnd ein Wortwechsel; die Königin Mutter wußte indessen bald, denselben abzubrechen, und dem Gespräche eine andre Wendung zu geben. Endlich sagte der König: Er gehe itzt zur Tafel; nach Mittag könnte man in dem Garten der Königin zusammenkommen, um da weiter von diesen Dingen zu sprechen — und entfernte sich. Der Herzog gieng durch alle Zimmer mit derselben Hoheit zurück; dasselbe Begleit, dieselben Zurufe warteten seiner, und verfolgten ihn bis an das Hotel de Guise. Hier erst fiel es ihm auf, in welcher Gefahr er gestanden, und hatte den Vorsatz, sich derselben nicht wieder auszusetzen. Zwar fand er sich in dem Garten der Königin um die bestimmte Zeit ein; aber er nahm itzt ein grösseres Begleit mit. Ganz Paris stuhnd an den Fenstern und auf den Mauern, diese Unterredung mit anzusehn. Sie dauerte lange, gieng aber noch ruhig genug vorbey. Man erklärte sich über einige Punkte gegen einander; mehrmalen aber wurde der König hitzig, drohte, und foderte kurz Gehorsam.

Den 12. May mit Anbruch des Tages marschierten die Französischen und Schweitzer-Garden, welche vor der Stadt einquartiert waren, nebst einigen andern Truppen herein; es mochte zusammen ein Corps von ungefähr 6000. Mann seyn. Der König war ihnen entgegengeritten, und führte sie durch die Strasse St. Honore selber an. Von da verlegten die Marschälle d'Aumont und Biron dieselben

in diejenigen Strassen, Brücken und Quartiere, welche einer Besatzung bedurften.

Zween Tage vorher hatte der König befohlen, eine scharfe Untersuchung anzustellen, was für Fremde sich in Paris befänden. Dieß geschah in der Absicht, um alle Ligueurs, die aus der Pikardie und andern Provinzen, entweder zur Bewillkommung des Herzogs von Guise, oder gar auf seinen Befehl und mit seiner Bewilligung hingekommen seyn möchten, aus der Stadt zu weisen. Man wollte also alle Gasthöfe und Bürgerhäuser aussuchen. Das aufgebrachte Volk stuhnd im Wahn, man habe dabey im Sinn, einige seiner vornehmsten Bürger und Beschützer umzubringen; ja man trieb es so weit, ausdrücklich zu behaupten, es wäre ein Komplot zu einer Massakre und Plünderung der ganzen Stadt, zu einer Wiederholung der Bartholomäus-Nacht u. s. w. und überhaupt loffen so mancherley schreckende Gerüchte umher, daß ein allgemeiner Lerm entstuhnd. Gleich beym ersten Vorrücken der Truppen schloß man alle Krambuden und Kirchen; und die Bürger griffen zu den Waffen, sobald sie die Trommeln und Pfeiffen der Schweitzer hörten. Jene vorgehabte Durchsuchung der Häuser wurde also hie und da mit bewafneter Hand verweigert. Bald ließ sich auch die Sturmglocke an einem Orte, und gleich hernach auf allen Thürmen von Paris hören. Der Graf von Brissac befahl das Pflaster von den Strassen aufzureissen, ließ Ketten über dieselben hinspannen, und sie verrammeln. Von dreyssig zu dreyssig Schritten warf man Sperrschanzen von Fässern, allerley Geräthe, Dünger, Erde, und was man je bey der Hand hatte, alles so schnell auf,

daß schon um den Mittag die ganze Stadt gesperrt war. Diese Wehren zog man von Strasse zu Strasse bis auf 50. Schritte nahe an das Louvre hin. Zwischen denselben waren nun die Garden eingesperrt, und die Schweitzer wurden mit einem Steinhagel verfolgt, so daß davon ihrer an die Hundert theils getödtet, theils schwer verwundet wurden. Als die übrigen sich auf Gnade ergaben, ließ der Graf von Brissac ihnen die Waffen abnehmen, und sie in Sicherheit bringen. Der eigentliche Name dieses Grafen war Karl von Cosse, Graf und hernach Herzog von Brissac, der sich an diesem Tage ganz besonders ausgezeichnet, und dazu seine persönliche Ursachen hatte. Er machte nämlich Ansprüche auf die Admiralitäts-Stelle von Frankreich, die ihm aber von den Günstlingen des Hofes entrissen wurde. Auch äusserte sich der König einmal über ihn: Er tauge nichts weder zu Wasser noch zu Lande. Als derselbe daher itzt die Schweitzer entwaffnet von sich ließ, sagte er zu den umstehenden Offizieren: „Nun hab' ich endlich mein rechtes Element „gefunden. Wenn ich weder zu Wasser noch zu Land „was tauge, so muß der König doch wissen, daß „ich auf dem Pflaster von Paris meinen Mann „werth bin".

Während diesem Tumulte gieng der Herzog von Guise, beynahe ganz ohne Gesellschaft, in seinem Hotel mit grossen Schritten auf und nieder; Brissac, Bois-Dauphin, und seine übrigen Offiziere, kommandierten indessen die Bürgerschaft, und lenkten die Angriffe. Alle Augenblicke kam Botschaft von der Königin Mutter, und dem Könige selbst: Er möchte doch dieser Unordnung ein Ende machen. Als

lein, er antwortete immer ganz trocken: Man hätte unrecht gehabt, das Volk auf solche Weise zu reitzen. Erst als man ihm sagte, daß man nun auch anfange das Louvre zu umzingeln, auf die französische Garde zu schiessen und Steine zu werfen, gieng er heraus, blos eine Reitgerte in der Hand, bestieg eine Barrikade nach der andern, stellte alle Thätlichkeit ab, ließ die Bürger auf seinen Befehl die Waffen niederlegen, und die Strassen öffnen. Mit den Offizieren der französischen Garden redete er ganz verbindlich, ließ auch die Schweitzer vor sich kommen, und sendete sie dem Könige, doch ohne Waffen, zurück.

Itzt hoffte die Königin Mutter, nach ihrer Gewohnheit, wieder eine friedliche Vermittelung einleiten zu können; allein der Herzog, welcher auf sein Gelingen trotzte, foderte nicht nur Sicherheit in Ansehung der Religion, für sich und seine Anhänger, sondern wollte alle protestantischen Bourbons von der Thronfolge ausgeschlossen wissen. Dieser Artikel erweckte besondern Verdacht, da der König, der letzte vom Hause Valois, keinen Erben hatte. Die Königin Mutter sogar wurde ungehalten über diese Foderungen, und entzog dem Herzog alle ihre Zuneigung; und Heinrich selbst war voll Furcht, die sich durch allerley schlimme Gerüchte vergrösserte. Der Pöbel hatte während der Strassensperrung zum öftern geschrien: Man müßte Bruder Heinrich von Valois in seinem Louvre gefangen nehmen; itzt, hieß es, drohe man den Palast zu umzingeln, oder brachte dem Könige sonst die fürchterlichsten Erzählungen zu Ohren, so daß er alle Augenblicke aufs Aeusserste getrieben war. Den folgenden Tag (13. May)

spazierte er wie gewöhnlich in den Thuillerien, gieng dann in die Ställe, zog Stiefeln an, und ritt mit ungefähr zwanzig Offizieren und Edelleuthen im strengsten Galop zur neuen Porte hinaus, bis auf die Höhe Chaillot, wo er sich nach Paris umsah, und schwur, daß er nicht anders in diese Stadt zurückkehren würde als über ihre niedergeschossenen Mauern.

Dieses ist in der möglichsten Kürze die Geschichte jenes berüchtigten Barrikaden-Tages von Paris, und des unglücklichen Bruches, der noch weit traurigere Folgen nach sich zog. Der König floh nach Chartres, hielt daselbst seinen Hof; seine Garden, Minister und übrige Hofhaltung, folgten ihm in den nächsten Tagen in elenden Wagen nach.

Das erste Mittel, welches Heinrich gegen ein so großes Unheil vorzukehren suchte, war die Berufung der Reichsstände nach Blois auf den folgenden Monath September. Das Parlament von Paris verlegte er nach Tours; dann gab er mehrere Edikte, worinn er seinen Unwillen gegen die Pariser und die Ligue äusserte. Diese aber spielte so sehr den Meister in ganz Frankreich, und das königliche Ansehn war durch den Barrikaden-Tag so tief heruntergesunken, daß man ihm in allen seinen Vorkehrungen und Befehlen meist schlechte Folge leistete.

Dennoch versammelten sich die Generalstände zu Blois auf angesagte Weise. Anfangs nährte man einen kleinen Schimmer von Hofnung auf die hilfreiche Maaßregeln einer so erlauchten Versammlung, sah aber bald ein, daß die Ligue auch hier die Mehrheit ausmache. Ich halte mich nicht bey dem auf, was von Seite des Königes oder seiner Feinde in dem kurzen Zeitraum, zwischen der Straßen-Sperrung

rung und den Ständen von Blois vorfiel; es betrug nur wenige Monathe, und alles was mittlerweile begegnete, trug das Gepräge eines unerbittlichen Hasses. Selbst die Ständeversammlung, die sich nachwerts so elend zerschlug, machte das Uebel noch ärger, und erzeugte einen zweyten Auftritt, der für Frankreichs Ruin eben so viel beitrug als der vorige.

Diese Versammlung eröffnete sich nämlich mit grossem Pomp gegen Ende des J. 1588. Der König, die Königin Mutter, die Kardinäle, Prälaten, der hohe Adel, die Abgeordneten aus allen Provinzen und den vornehmsten Städten des Königreichs befanden sich in Blois. Auch der Herzog von Guise begab sich mit grossem Gefolge dahin, und wohnte im Schlosse. Die Materien, welche da in Berathschlagung kommen sollten, veranlaßten weitläufige und eben so unfruchtbare hitzige Wortgefechte. Die Parthey der Ligue zeigte sich sogleich als die mächtigere, und man tadelte und untersuchte die Verfahrensart des Königes mit grosser Freymüthigkeit. Er selbst war immer von Leuthen umgeben, welche das Feuer der Zweytracht anzublasen, und ihm die heftigsten Maaßregeln anzurathen, niemals ermangelte. Alle Günstlinge des Hofes waren von jeher Feinde des Herzogs von Guise gewesen, der ihnen aber ihren Haß mit blosser Verachtung erwiederte.

Endlich konnte der schwache, den gefährlichsten Aufwallungen ausgesetzte Monarch sich nicht mehr besitzen; aus dem widrigen Gange der Geschäfte und den mannigfaltigen Intriguen schien es ihm wahrscheinlich, daß seine persönliche Sicherheit in größter Gefahr sey; er faßte daher den Entschluß, sich kurz und gut den Herzog von Guise vom Halse zu

schaffen. Das konnte nun auf zweyerley Weise, entweder auf dem Wege des Rechtens, oder durch Meuchelmord geschehn; der König wählte dieß abscheuliche letztre Mittel, und suchte anfangs den tapfern Crillon, Obersten von der französischen Garde, den seine Tapferkeit und Tugend so berühmt gemacht, und der sonst freylich kein Freund der Guisen war, zu bereden, eine solche Unthat zu begehen. Allein der brave Mann gab zur Antwort: Freylich wäre ihm der Herzog selber verhaßt, und er sey bereit, sich mit demselben, auf welche Weise der König befehle, sich in offenem Zweykampfe zu schlagen; ihn aber treuloser Weise umzubringen, schlug er rund ab. Itzt wandte man sich an Lognac, den Hauptmann von dem Corps der Fünf und Vierzig, welche die besondre Leibwache des Königes ausmachten, und meist aus Gascognern bestuhnden. Dieser versprach denn dem Monarchen einige von diesen Leuthen zu dem bewußten Endzwecke.

Da das Lokale eines Orts nicht selten über eine historische Begebenheit, die sich dort zuträgt, Licht verbreiten kann, so muß ich eine kurze Beschreibung von dem Schloße zu Blois geben, welches durch so manche hier geschehene Vorfälle berühmt geworden ist. Der Kardinal Bentivoglio, der dieses Schloß mit neugieriger Aufmerksamkeit ebenfalls in historischer Rükficht besucht hatte, sagt von demselben: Che pare riserbato a gli accidenti i piu tragici della Francia (daß es zu den größten Trauerspielen in der französischen Geschichte gleichsam aufbewahrt schien).

Die Stadt Blois liegt entzückend angenehm, einem Amphitheater ähnlich, an dem rechten Ufer der

Loire, und wird von einem großen länglichten Hügel im Rücken ganz gedeckt. Vorne gegen Orleans steht die Kathedral-Kirche, die bischöfliche Residenz, nebst andern Palläſten und Gärten am Abhange; den übrigen Theil des Hügels nimmt das große weitläuftige Schloß ein. Man gehet aus der Stadt auf einer Treppe zu demselben heran, und kömmt auf eine große Ebene, auf der zur Linken die Pfarrkirche St. Sauveur steht, die sonst auch den Namen der Schloßkirche führt. Am End jener Ebne befindet sich ein langes prächtiges Gebäude von Bakſteinen, mit mannichfaltigen Zierathen von gehauenen Steinen incruſtiert. In der Mitte hat es eine große Porte, und über derselben eine sehr tiefe Niſche, in welcher von erhobner Arbeit, die Ritter-Statüe Ludwigs XII. steht, der i. J. 1463. da gebohren wurde, dieß große Gebäude aufführen ließ, und den 1. Jenner 1515. ebenfalls hier gestorben ist. Bey demselben befindet sich noch ein sehr geräumiger Hof, in welchem ein neueres Gebäude von sehr schöner Bauart Front macht, welches Gaſton von Frankreich, Herzog von Orleans, Bruder Ludwigs XIII. gewöhnlich Monsieur genannt, in weniger als drey Jahren aufführen ließ, als er sich zu Blois, das ihm als Appanage zu Theil wurde, seine Wohnung aufschlug, wo er sich bis an sein Ende (i. J. 1660). aufhielt. Die Facade an demselben ist zumal in groſsem Geschmacke; die Flügel hingegen sind unvollendet gelaſſen. Zur Linken dieses großen Hofs sind eine Menge niedriger, dunkler, unregelmäſſiger Gebäude, welche die alten Grafen von Blois bewohnten, seitdem aber zu Wohnzimmern für die Domestiken, und zu Remiſen gebraucht wurden. Denſel-

ben gegenüber, dem Eingange zur Rechten, befindet sich ein andres großes Gebäude, höher als die übrigen alle, welches Franz I. in gothischer Architektur errichten ließ; mit Zierathen, Chiffern, und zumal mit Salamandern überladen, die sein Sinnbild ausmachten. Vor demselben ist ein Säulengang oder Galerie, von wo man ebenen Fußes in einen sehr großen und langen Saal kömmt. Zur Rechten hat man darin das Kamin, welches wegen seiner ungewöhnlichen Größe einen guten Theil der Breite einnimmt. Eben in diesem Saal versammelten sich i. J. 1588. die Reichsstände. In einer Ecke nahe an dem Kamin befindet sich eine Wendeltreppe, ganz in der freyen Luft, die man als ein Meisterstük der Baukunst damaliger Zeit bewundert. Dieselbe führt zu vier andern Zimmern hinan, welche alle aneinander stoßen; ein Vorsaal nämlich, ein Saal für die Wachen, und eine Antichambre, alle drey sehr geräumig das vierte ist nur mittelmäßig groß, schlecht beleuchtet, und hat ein altes Täfelwerk mit vergoldeten Lambris; man hieß es das alte Kabinet. Dasselbe hängt mit einem kleinen Vorsaal zusammen, der sodann an eine runde, gewölbte Kammer in einem alten Thurme stößt, der an der Ecke des Gebäudes steht. An der Seite dieses Thurms befindet sich unter dem Dache ein dunkeler Gang, der hinten zu einer heimlichen Treppe zu führen scheint. Die zwey letztgenannten Zimmer sind sehr finster; noch mehr ist es der benannte Gang, auf welchen gar kein Licht fällt. Und hier war es, wo die Tragödie vorfiel, von der wir nun reden wollen.

Sieben Raufbolde von der Garde der Fünf und Vierzigen hatten sich nämlich für eine geringe Sum-

me wirklich dingen lassen, den Herzog von Guise meuchelmörderisch umzubringen. Das schwarze Komplot, an welchem man mehrere Tage arbeitete, konnte jedoch nicht geheim bleiben. Der Herzog fand eines Tages unter seinem Couvert bey Tische ein Billet, worin man ihn warnte. Er las es, ließ sich eine Feder geben, schrieb die Worte unten an: On n' oseroit (man darf es doch nicht), und warf es unter den Tisch. Allein diese großmüthige Verachtung war gegen die Leuthe, mit denen er es zu thun hatte, wohl schlecht angebracht.

Der 23. Dezember, Freytag vor dem H. Abend auf das Weihnachtsfest, ward dann zur Ausführung dieses feigen Verbrechens bestimmt. Der König hatte sich den Abend geäussert, er wollte die Rathssitzungen frühe vornehmen, um hernach bey U. L. Frauen von Clairi zur Kirche zu gehn. Die Räthe und Hofleuthe begaben sich also frühe Morgens ins Schloß.

Hier hatte der Herzog von Guise eine Weile am Kamin-Feuer gestanden, als man ihn zum Könige rufte. Er stieg jene Wendeltreppe hinauf, gieng, den Hut in der Hand, durch alle Zimmer, und grüßte alle Umstehenden. Ein Theil der Mörder stuhnd am Ende der oben erwähnten Antichambre, bey der übrigen Garde, drey oder viere aber in dem alten Kabinette. So wie er dasselbe betretten wollte, öfnete ihm jemand, wie aus Höflichkeit, die Thüre, als ihn zu gleicher Zeit drey bis vier Dolchstiche in den Nacken und Schlund trafen. Alsdann stieß man ihn vollends ins Kabinet hinein, wo die übrigen mit Schwerdt und Degen auf ihn zuhieben, ohne daß sie ihn völlig zu Boden brachten. Denn ungeachtet

er sein Seitengewehr nur zur Hälfte ziehen konnte, fuhr er doch mit allen sieben oder achten tapfer im Zimmer umher. Endlich warfen sie ihm Stricke um die Schenkel, daß er fiel, und vollendeten so ihren Meuchelmord mit Dolch-, Degen- und Hellebardenstichen, unten an einem Bette, welches damals an dieser Stelle stuhnd. Er gab seinen Geist, ohne ein Wort zu sagen, bloß unter einem schweren Seufzer auf.

Im Vorbeygehen zu bemerken: Selbst auf den heutigen Tag befinden sich die Schlösser Blois, Amboise, Montils les Tours, wo ehemals die königliche Familie wohnte, ungeachtet sie ganz unmeubliert sind, übrigens noch in ziemlich gutem Zustande. Die Aufseher weisen dieselben den Fremden gerne, und wissen mit angewöhnter Fertigkeit alle dort vorgefallene Merkwürdigkeiten wie ein Brevier herzuzählen. Der zu Blois wollte uns eines Tags Blutflecken auf dem Fußboden weisen, die nicht wegzuwaschen seyn sollen. Auch wies er uns eine geheime Thüre im Täfelwerk, an der sich, der Sage nach, der König selber hinter dem Bette, während jenem Gemetzel befunden hätte. Sonst sagt uns die Geschichte kein Wort davon, daß Heinrich irgendwo in der Nähe bey diesem unwürdigen Schauspiel gegenwärtig gewesen sey.

Auf den Lerm, welchen die Mörder des Herzogs in dem Kabinet erregt hatten, kamen sein Bruder der Kardinal und der Erzbischof von Lyon, die sich in dem Rathszimmer befanden, die ersten herbey; man machte sie aber sogleich fest, und verschloß sie in die gewölbte Kammer des runden Thurms, deren ich oben Erwähnung gethan. Zu gleicher Zeit be-

mächtigte man sich in dem Schlosse des Kardinals von Bourbon, der Anna von Est, Herzogin von Nemours, als der Mutter der Guisen; der Herzoge von Nemours und von Elboeuf; des Prinzen von Joinville; Brissacs, Bois-Dauphins, Pericards Sekretärs des ermordeten Herzogs, und in der Stadt einiger Deputierten von Paris. Der Oberste von Ornano gieng eilends nach Lyon ab, um daselbst den Herzog von Mayenne, einen andern Bruder der Guisen, ebenfalls gefangen zu nehmen oder umzubringen; allein gleich nach dem Hinscheid des ältern, wurde ein Billet aus dem Fenster geworfen, worauf nur die Worte stuhnden: „Der Herr von Guise ist todt". Dieß Billet hob eine treue Hand auf, und es wurde, mit den nöthigen Erklärungen, sogleich auf Lyon gesendet. Der Kourier traf damit zwey oder drey Stunden vor Ornano in Lyon ein, und der Herzog von Mayenne hatte Zeit, sich nach Burgund zu flüchten, wo er Gouverneur war.

Sobald die That geschehen, und die obenerwähnten Personen in Verhaft waren, eilte Heinrich selbst triumphirend zur Königin Mutter, ihr diese Freudenbotschaft zu verkünden. Sie lag auf dem nämlichen Schloße zu Blois an der Krankheit, an welcher sie vierzehn Tage nachher den Geist aufgab. Sie fragte ihn frostig, ob er wohl alle Folgen eines solchen Schrittes erwogen hätte? zeigte ihm die ganze Abscheulichkeit der verübten That, und weissagte ihm alle das Unglück, welches darauf folgen würde. Er verließ sie ziemlich aufgebracht, und sagte: Da hätte er schon für alles Fürsehung gethan.

Der Kardinal von Guise und der Erzbischof von Lyon brachten den Tag und die folgende Nacht in dem Thurme verschlossen in einem Zustande hin, den man sich leicht denken kann; sie beichteten sich wechselweise sprachen einander Trost zu, und waren jeden Augenblick ihres Todes gewärtig. Der Kardinal stieß in der Verzweiflung über den Mord seines Bruders alle möglichen Schmähungen aus, die ihm seine Wuth nur eingab, und fluchte der Treulosigkeit des Königes laut auch den Tag hernach wieder; so daß Heinrich, der die Rache dieses stolzen Geistes fürchtete, beschloß, auch ihn ermorden zu lassen. Allein dieses zweyte Verbrechen konnte er so leicht nicht ausführen, weil jene aus den Fünf und Vierzigen, die sich zu dem erstern brauchen liessen, geradezu sich weigerten, Hand an den Fürst Kardinal und Erzbischof von Rheims zu legen. Er mußte also vier elende Soldaten von der Garde aufsuchen, welche für 400. Thaler, die man ihnen versprach, auch diese verruchte That unternahmen.

Der Kardinal wurde also gehohlt, und, nachdem er dem Erzbischof sein letztes Lebewohl gesagt hatte, in den finstern Gang an der Seite des Thurms geführt, den ich oben beschrieb. Hier sah er bey schwachem Lichtschimmer seine Henker in Bereitschaft; ohne ein Wort zu sagen, hüllte er sein Haupt in seinen Prälaten-Mantel, und stellte sich an eine Mauer, wo ihn seine Mörder gleichsam anspießten, indem sie ihn mit Degen und Hellebarden durchstachen, bis er todt zu ihren Füssen sank.

Dieses war das bejammernswürdige Ende der beyden Brüder von Guise, zweyer Prinzen von der höchsten Geburth, und der zwey größten Män-

ner von Frankreich. Ihr Leben und ihr Tod, und zumal das verachtungsvolle Stillschweigen und die stolze, unerschrokene Fassung, die sie beyde in ihrem letzten Augenblicke behaupteten, waren es würdig, daß man die schönen Verse aus Lucans Pharsalien über den Tod des Pompeius auf sie anwandte:

Ut vidit cominus enses
Involvit vultus. Atque indignatus apertum
Fortuna præstare caput, tunc lumina pressit,
Continuitque animam, ne quas effundere voces
Posset, & æternam fletu corrompere formam.
Seque probat moriens.

Die Königin Mutter, Katharina von Medicis, die sonst eine so grosse Rolle gespielt hatte, vermochte nun nicht mehr viel über ihren Sohn, und hatte keinen weitern Einfluß in die Geschäfte. Sie war der Ligue geneigter als den Hugenoten. Itzt unter Gewissensbissen und tausend Verdruß alt geworden, beförderte der letzte fürchterliche Vorfall, welcher gleichsam vor ihren Augen, und doch ohne ihr Vorwissen geschah, ihren Tod; sie starb an einem falschen Seitenstich und Fieber auf demselben Schlosse Blois, den 5. Januar 1589. im 69. Jahre ihres Alters. Ihr Tod war für den König von nachtheiligen Folgen. Ihre Kenntniß und Erfahrung in der Staatsführung hätten diesen Fürsten noch von verschiedenen Mißtritten zurückhalten können, die ihn endlich zum Verderben führten. Zwar sah er nun bald seine Verwirrung ein, und erblickte den Abgrund, den er sich so unvorsichtig mit eigener Hand gegraben hatte. Die Ermordung der Herren von Guise beraubte ihn aller Achtung im Auslande. Die Ligue dachte auf Rache, und ganz Frankreich

empörte sich. Der Römische Hof, der ihm bisdahin gegen die Hugenoten beygestanden hatte, verließ ihn nicht bloß, sondern mußte ihn zur Ehre des heiligen Stuhles, und aus Grundsätzen, wirklich verfolgen. Die abscheulichen Umstände, welche den Tod des Kardinals von Guise, eines Priesters, Erzbischofs, Primaten und ersten Geistlichen Pairs des Reichs begleiteten; die Gefangensetzung des Kardinals von Bourbon, Erzbischofs von Lyon, und andrer von weniger hohem Charakter, konnte man sich in Rom nicht verbergen; und Sixtus V. war keineswegs der Pontifex, der die Rechte oder Ansprüche des heiligen Stuhls vernachlässigte. Wirklich ergiengen eine Menge Ermahnungsschreiben, Breven und Bullen an den König, worinne man sich nicht eben schonend über die vorgefallene Thatsachen ausdrücken konnte. Eine der bedenklichsten Folgen für den König aber war, daß der ganze französische Clerus von ihm abfiel.

Paris war der Mittelpunkt, und gleichsam die Wurzel der Ligue. Alles gerieth in die schrecklichste Bewegung, sobald man hier vernahm, was zu Blois geschehen war; denn der Herzog von Guise war, wie wir schon vernommen, der Abgott der Pariser. Das Volk überließ sich einer verzweifelten Wuth, riß die Wappen und Chiffern des Königes herunter, zermalte und verbrannte seine Bilder auf offener Strasse. Das Weihnachtsfest gab Gelegenheit, den Unwillen durch Beicht und Predigten noch mehr zu verbreiten. Alle Geistlichen die zur Ligue gehörten, bestiegen die Kanzel, und das Evangelium dieses Tages mußte nur zu einem Texte ganzer Ströme von Verwünschungen gegen Heinrich von Valois

dienen, den man nicht mehr anders nennen durfte. Einer dieser Redner gieng in der Verwegenheit so weit, daß er mitten in seiner Predigt eine Art von Eidesformel vortrug, und seine Zuhörer mit aufgehobener Hand schwören ließ, den Tod der Herren von Guise zu rächen. Der Herzog von Aumale, Karl von Lothringen, und der Maltheser-Ritter Claude, sein Bruder, Vetter der Herren von Guise, waren vorzüglich heftig für ihre Parthey eingenommen, und stellten sich itzt an die Spitze der Ligue in Paris, wo der erste dieser Herren Gouverneur war. Das Gouvernement von der Bastille hatte er Büssy le Clerc, Prokureur bey dem Parlament, dem unternehmendsten und entschlossensten aller Ligueurs übergeben. Dieser verfügte sich mit dreyssig Bewaffneten in den grossen Versammlungs-Saal des Parlaments, und überreichte demselben eine Bittschrift, die darauf antrug, daß dieser Gerichtshof sich mit dem Prevot, den Schöppen und allen wohlgesinnten Bürgern von Paris für die Religion und das gemeine Beßte der Stadt vereinigen möchte; sodann, daß derselbe die Erklärung von sich geben soll: Die Franzosen seyen des Eids der Treue und des Gehorsams gegen den König entlassen, und sein Name müßte, zufolge dem gleich unten vorkommenden Dekrete der Sorbonne, in keinen Edikten mehr gebraucht werden. Während dem man sich nun über diese Bittschrift berathschlagte, wurde Büssy unwillig, und bedrohte den vordersten Präsidenten samt dem ganzen Korps der Versammlung mit der Bastille. Dann zog er eine Liste hervor, und wollte wirklich einige hinwegführen; allein das ganze Korps hielt zusammen, und ließ sich lieber ge-

meinsam von seinen Soldaten begleitet mitten durch das Volk zu dem Gefängniß hinführen; wo Büssy, nachdem er die Bastille von andern Verhafteten geräumt hatte, die Präsidenten Achilles von Harlay, Blancmenil, Potier und de Thou, samt mehr als zwanzig andern Räthen dort einzusetzen, den übrigen aber ihre Strasse zu ziehen befahl. Dieß geschah den 16. Januar 1589.

In der Woche vorher fiel ein noch ärgerlicher Auftritt vor. Der Prevot der Kaufleuthe, die Schöppen und Magistraten von Paris, legten nämlich den Herren von der Sorbonne in einer Schrift zween Gewissensfälle zur Entscheidung vor; erstens eben: Ob die Franzosen wirklich ihres Eids der Treue und des Gehorsams gegen den König los wären, und hiernächst ob sie sich gegen denselben und seine Anhänger zur Vertheidigung der Religion verbinden und bewafnen dürfen? Die aus 70. Doctoren bestehende Facultät, welche die Schwachheit hatte, jene zwey Fragen mit Ja zu beantworten, fertigte ihr Dekret darüber unter dem 7. Januar 1589. wirklich aus. Dieses eben nicht erbauliche Responsum erweckte, wie man leicht denken kann, durch ganz Europa das größte Aergerniß. Die Protestanten zumal erhuben gewaltigen Lerm dagegen; dasselbe erhitzte das Volk zu Paris, diente jener Bittschrift an das Parlament zur Grundlage, und wurde in allen Predigten, Beichtstühlen und bey der Kommunion sogar angeführt.

Mittlerweile wurden in allen Kirchen, den Herren von Guise zu Ehren, Leichenreden und prächtige Exequien gehalten, denen dann das erwähnte Dekret der Sorbonne zu einer vorzüglichen Stütze

diente. Kurz nachher kam der Herzog von Mayenne nach Paris, hielt dort einen königlichen Einzug, und wurde von den Einwohnern unter den ausschweifendsten Freudenbezeugungen gleich einem Schutzgott empfangen. Dieser Prinz nannte sich eigentlich Karl von Lothringen, Herzog von Mayenne, und folgte in der Geburth auf den Herzog Heinrich; der Kardinal Ludwig, war der dritte. Man kann zu seinem Lobe in wenigen Worten sehr vieles sagen. Er besaß nämlich, bis auf die emsige Thätigkeit, alle die schönen Eigenschaften seiner Brüder; und was ihm an jener mangelte, das ersetzte an ihm seine überwiegende Geschicklichkeit und Klugheit. Unten werden wir Anlaß haben, noch mehr von ihm zu reden. Alle diese Lothringischen Prinzen, so wohl von den ausgelöschten Zweigen derselben, als von denen welche noch da sind, und sich seither unter andern Namen weitläufig ausgebreitet haben, stammen gemeinschaftlich von Claudius, dem Bruder Antons des Herzogs von Lothringen her, dem die beträchtlichen Besitzungen, welche dieses Haus in Frankreich hatte, zu Theil geworden, und der sich unter den Regierungen Ludwigs XII. und Franz I. darinne niederließ.

Schon oben haben wir gesehen, wie der Herzog von Mayenne einige Stunden vor Ankunft Alphonsens von Ornano, der ihn zu Lyon gefangen nehmen, oder umbringen sollte, von dort wegfloh. Noch zu rechter Zeit vernahm er nämlich die Ermordung seines Bruders in Blois, und eilte in sein Gouvernement nach Burgund, wo die ganze Provinz, die ihn anbetete, sich sofort für die Ligue erklärte.

Der König, welcher, nach den neuerlichen entsetzlichen Vorfällen, die allgemeine Betäubung, in welche seine Feinde dadurch versetzt waren, hätte benutzen können, um sie vollends zu Boden zu werfen, sich der vornehmsten Plätze zu versichern, und dem Bürgerkrieg entweder zuvorzukommen oder wenigstens demselben Schranken zu setzen, that itzt in Blois und da herum weiter nichts, als daß er schön geschriebene Manifeste ergehen ließ, welche jenes Gemetzel rechtfertigen sollten, und durch Unterhandlungen den Hof zu Rom zu besänftigen suchte; mittlerweile der Herzog von Mayenne den Tod seiner Brüder wirklich zu rächen beflissen war, und beynahe das ganze Königreich bereit fand in seiner Rache ihn zu begünstigen. Heinrichen blieb an diesem Abgrunde von Unfällen keine lange Wahl für ein Rettungsmittel übrig. Nur Eines war möglich, und auch dieses noch mit den größten Schwierigkeiten begleitet.

Der König von Navarra hatte sich nämlich die Unruhen der Ligue zunutze gemacht, den Krieg inzwischen mit Vortheil fortzusetzen. Er war in Poitou eingefallen, und an der Spitze einer auserlesenen und selbst durch auswärtige Truppen verstärkten Armee, bis nach Berry und an die Loire vorgedrungen. Er bot dem Könige von Frankreich die Hand, derselbe nun trug den Frieden oder einen Waffenstillstand, und sogar seinen Beystand gegen dessen Feinde an. Heinrich, von einer solchen Großmuth gerührt, warf sich demselben in die Arme. Der Traktat zwischen diesen beyden Königen wurde in Geheim zu Tours den 3. April 1589. geschlossen. Der Nunzius Morosini hatte zu verschiedenen Malen an Frie-

densunterhandlungen mit dem Herzoge von Mayenne gearbeitet, und that es jtzt aufs Neue, als er hinter dieß Geheimniß kam; allein der Herzog dachte allzuheftig auf Rache. Indessen wurde das geheime Bündniß bald ruchtbar. Die beyden Monarchen hielten den 30. Aprill eine persönliche Unterredung im Park zu Montils les Tours. Hier drang der König von Navarra mächtig darauf, daß es jtzt nicht Zeit wäre, sich weder mit Antragung noch Anhörung von Vorschlägen aufzuhalten, sondern daß man dem Ungeheuer der Ligue den Kopf zerschmettern, und geradezu auf Paris losgehen müßte; er selbst halte sich für mächtig genug die Pariser zu bändigen. Wirklich ließ er seine Truppen, die anderswo verlegt waren, anrücken; und so auch der König von Frankreich die, welche ihm noch übrig geblieben waren. Der Punkt der Vereinigung war also die Belagerung von Paris.

Der Herzog von Mayenne war schon ins Feld gezogen, warf sich nun aber sogleich wieder in die Stadt hinein. Die königliche Armee nahm auf ihrem Marsche die Städte Baugenci, Poissi und andre Orte weg, und näherte sich auf verschiedenen Wegen der Hauptstadt. Der Herzog von Aumale lag mit einer Armee gegen Chautilli hin. Der König von Navarra griff denselben an und schlug ihn gänzlich, in der so geheissenen Schlacht bey Senlis. Was übrig blieb, flüchtete sich nach Paris. Die beyden Könige hatten alle Posten an den Strassen und an der Seine, sowohl über als unter der Stadt besetzt; und Heinrich III. hielt sich in St. Cloud auf.

Bald fühlte die unermeßlich grosse, und nachher noch mehr vergrösserte Stadt, die Beschwerden einer solchen Einsperrung von allen Seiten. Alle Häupter der Ligue waren hier eingeschlossen, und sprachen da freylich den Einwohnern Muth ein. Die Sechszehn von Paris, die aufrührischen Priester, die römischen und spanischen Emissarien, spielten jeder seine Rolle. Muth und Raserey bemächtigte sich aller Köpfe; man hörte nichts als Lästerungen gegen die abtrünnigen Tyrannen, vermengte Heiliges und Unheiliges, und nahm seine Zuflucht sogar zu Zauberkünsten. Sowohl französische als auswärtige Geschichtschreiber sagen, daß man, unter Verwünschungen gegen Heinrich III. die Bilder der Brüder von Guise gleich Heiligen und Märtirern auf die Altäre stellte, und vierzig Messen für die Ausreutung der Tyrannen und der Tyrannie las. Andre bedienten sich zu demselben Zwecke des elendesten finstersten Aberglaubens und abscheulicher Lachsnereyen; sie verfertigten nämlich Figuren von Wachs, welche das Bildniß Heinrichs von Valois vorstellen sollten, und durchstachen dieselben mit Nadeln, um, unter den gräßlichsten Exorzismen und Beschwörungen, ihm den Tod zuzubannen.

Diese Art von Zauberey hat ihren Ursprung im höchsten Alterthum. Man liest in der ältern Geschichte Roms von dem Tribun Atejus, der den Feldzug des Crassus gegen die Parther, den er sonst auf keine Weise mehr zu hintertreiben vermögend war, wenigstens mit seinem Fluch belegen wollte: Er habe unter das Stadtthor, durch welches Crassus auszog, ein Kohlfeuer anzünden lassen, und Kräuter darauf gestreut, unter abscheulichen

Ver-

Verwünschungen, die ihn den Göttern der Unterwelt überliefern sollten. Dergleichen Beyspiele trift man bey den Griechen und Römern mehrere an. Und von der lächerlichen Gewohnheit, ein Bild mit Nadeln zu stechen, besonders, redet schon Ovid:

Simulacraque cærea fingit,
Et miserum tenues, in jecur urget, acus.

Diese Art von Zauberey kann man in einiger Rücksicht jenen Irrsternen vergleichen, welche nur zu gewissen Zeiten auf der Hemisphäre erscheinen. Zum Volkswahn kann man sie geradehin nicht rechnen; der gemeine Mann fällt nur in der äussersten Noth darauf, und weit eher lassen sich Leuthe von hohem Rang und Würden davon betören. In Frankreich war sie damals ordentlich Mode. Die Königin Catharina von Medicis hatte diesen Aberglauben mit sich nach Frankreich gebracht, studierte wirklich solche Künste, und hieng zumal ungemein an astrologischen und divinatorischen Deutungen. In dem Hotel von Soissons in Paris, wo sie wohnte, ließ sie in einer Ecke des Hofes eine Säule von dorischer Ordnung hundert Fuß hoch erbauen, durch deren Inwendiges, wie in den Säulen Trajans und Antonins in Rom, eine Treppe hinangieng. Ganz oben auf dieser Säule befand sich eine Sphära armillaris, und mancherley Kreise. Der besagte Thurm stuhnd noch vor wenigen Jahren; seitdem aber soll man, bey den neuesten Veränderungen des Schlosses, ihn abgebrochen haben. Catharina zog diesen Aufenthalt den Thuillerien, die sie doch gebauet hatte, weit vor; denn hier lag sie eben ihren erwähnten Lieblings-Beobachtungen ob, und ließ sich von einem gewissen Florentiner-Cosmus Rug-

geri, einem grossen Charlatan, darinn Unterricht geben. Auch wurde dieser allgemein für einen Zauberer gehalten, war oft in schlimme Händel verwikelt, und starb einige Jahre nachher als ein lasterhafter Gotteslängner, so wie er gelebt hatte. Mir ist übrigens ganz wohl bewußt, daß in dem Jahrhunderte, von welchem wir reden, überhaupt viel Unwissenheit und Leichtgläubigkeit herrschte, wovon man jtzt zurückgekommen ist; inzwischen lassen sich von Zeit zu Zeit wieder Beyspiele von ähnlicher Schwäche auch in den neuern Tagen wahrnehmen. Noch in dem vorigen Jahrhunderte, heißt es, kam ein andrer Italiäner, ein grosser Künstler dieses Gelichters, zu dem Kardinal Mazarin. Als nun der Minister ihm spottweise mancherley Fragen vorgelegt, und dieser, gleichsam um sich zu rächen, ihm geantwortet, er verstühnde sich auch darauf in die Figur zu stechen, soll der Kardinal darüber in solche Furcht gerathen seyn, daß er den Menschen mit reichlichen Geschenken und Empfehlungen ins Ausland genöthiget habe, das Königreich zu verlassen.

Nach einer so langen Abschweifung kommen wir wieder auf die Geschichte der Belagerung von Paris zurück. Dieselbe wurde mit grossem Nachdrucke betrieben; schon waren manche Bresche geschossen und die Vorstädte in mehrern Stürmen beschädiget worden. Die Belagerten thaten öftere Ausfälle, immer unter der Anführung des Ritters von Aumale, eines Bruders des Herzogs, welcher jtzt der Held der Ligue war. Mittlerweile zeigte sich Hungersnoth; auch übten die Sechszehn mancherley tyrannische Grausamkeiten aus. Die Häupter der Ligue

streueten das falsche Gerücht unter das Volk, als ob man einen Entsatz zu hoffen hätte; und Prediger und Mönchen verwiesen dasselbe auf tausenderley Beyspiele noch weit wunderbarer Rettungen. Aller Orten zumal berufte man sich auf die Geschichte Judiths. Ja die größten Enthusiasten vertrösteten mit der meisten Zuversicht auf übernatürliche, göttliche Hülfe, und warfen sich zu Propheten auf. So viele deklamatische Verheissungen machten besonders gewaltigen Eindruck auf einen jungen Jakobiner- (Dominikaner-) Mönch.

Derselbe war ein Religiose von 25. Jahren, Namens Jakob Clement, von Sorbonne einem Dorfe bey Senlis gebürthig, welcher kurz vorher den Predigerorden angenommen hatte; nach dem einmüthigen Zeugniße der Geschichtschreiber, ein Mensch von geringem Verstande, abergläubisch und ein Schwärmer, der sich die Märtirer-Krone zu verdienen glaubte, wenn er Paris durch den Tod des Tyrannen befreyen könnte. Von dem öffentlichen Geschrey so wohl, als durch die Auffoderungen andrer Mönche, und den Lohn von oben herab, wie er wähnte, verblendet, gieng derselbe den letzten Julius von Paris weg nach St. Cloud, wo der König sein Quartier hatte, und in dem Hause wohnte, das Girolamo Gondi hatte erbauen lassen. Der Mönch bat sich eine besondre Audienz bey dem Monarch, unter dem Vorwande, aus, daß er ihm Briefe von dem Präsidenten von Harlay und andern (noch ist es auf den heutigen Tag nicht ausgemacht, ob sie ächt oder unächt waren), zu überbringen hätte; einmal hatte der König immer noch treue Anhänger in Paris, von denen er oft Nachrichten erhielt.

Inzwischen gab man auf alle Personen wohl acht, welche sich ihm näherten; und der Mönch der diesen Abend ankam, wurde von dem General-Prokureur la Guesle, der so eben an der Hand war, genau ausgefragt, und von ihm als ein einfältiger, unwissender Mönch erfunden. Den folgenden Morgen, als den 1. Augusti, führte man ihn also in Heinrichs Zimmer, der den Hofleuthen und Garden befohlen hatte, sich zu entfernen, so daß niemand anwesend war, als, nebst dem erwähnten la Guesle, der erste Kammerherr von Bellegarde; und zwar beyde in ziemlicher Entfernung von dem Könige. Itzt überreichte der Mönch demselben, indem er vor ihm niederkniete, seine Briefe; zog, unterdessen der Monarch solche aufmerksam las, ein grosses Messer aus seinem Ermel, stieß es ihm schnell in den Unterleib, und ließ es in der Wunde stecken. Der König schrie auf, zog den Dolch selbst heraus, und versetzte dem Mörder damit noch einen Streich über dem Ohr. Auf den Schrey loffen Bellegarde, la Guesle, die Edelleuthe und Garden herbey; und diese letztern hieben den Thäter, ungeachtet alles Zuredens, daß sie ihn nicht tödten sollten, in Stücken, und warfen seinen Leichnam aus dem Fenster in die Strasse.

Inzwischen brachte man den König zu Bette. Anfangs glaubte man, das Messer wäre neben den Eingeweiden eingedrungen ohne sie zu verletzen, und hofte deswegen der Stich sey nicht tödtlich; auf den Abend aber nahm die Wunde eine grünlichte Farbe an, und es zeigten sich unzweydeutige Merkmale des Brandes. Man sah also, daß die, welche den verruchten Mörder unterrichtet hatten, ihrer

Sache gewiß seyn wollten, und daß das Messer vergiftet war. Der Tod näherte sich mit grossen Schritten.

Heinrich bewies während der ganzen Zeit eine beyspiellose Grösse der Seele, und legte noch ein des Allerchristlichsten Königes würdiges Glaubensbekenntniß ab. Auf die schreckliche Nachricht flog der König von Navarra mit verhängtem Zügel aus seinem Quartier von Meudon herbey, und zerfloß an seinem Bethe in Thränen. Der sterbende Monarch ernannte ihn zu seinem Nachfolger, und ermahnte ihn, in den Schoos der Kirche zurückzukehren, um da gleich seinen christlichen Vorfahren in Frieden zu leben und zuherrschen. Darauf setzte er seine Andachtsübungen eifrig fort und verschied um 4. Uhr des Morgens am 2. August 1589.

Dieß war das traurige Ende Heinrichs III. Königes von Frankreich und Pohlen, des letzten vom Hause Valois; er war ungefähr 38. Jahre alt, der dritte Bruder der die französische Krone trug; eben so unglücklich als die zween vorhergehenden; gleich ihnen frühe ein Raub des Todes, und wie sie zwar vermählt aber ohne Erben.

Mit seinem Tode hatte jedoch der Bürgerkrieg noch kein Ende. Sein ernannter Nachfolger mußte die Krone, obgleich sie ihm nach dem Rechte des Geblüts gebührte, erst mit Eroberung seines eigenen Königreichs erwerben. Lange verschlossen ihm die Religion, oder wenigstens der Vorwand derselben, den Weg zum Throne; und nur mit der größten Mühe konnt' er ihn endlich besteigen. Ein künftiger Theil dieses Werkes wird die kunstvollen Ränke und letzten Bemühungen des Königes von Spanien,

sich desselben zu bemächtigen, in das nöthige Licht setzen. Ich gestehe, die Geschichte der Ligue hat mich weit von meinem Hauptgegenstand abgeführt; ich glaubte aber, daß dieser letztre daher um so viel mehr Licht bekäme, da es ausser allem Streite liegt, daß diese französischen Unruhen auf den innerlichen Krieg der Niederlande einen ungemein grossen Einfluß hatten.

Wirklich schienen sich die entsetzlichen Verwirrungen der Niederlande nach Frankreich hingezogen zu haben, gleich einem Gewitter, das in einer Gegend nachläßt, und mit seinen Verwüstungen über eine andre hinfährt. Spanien hatte sich einen verderblichen zwanzigjährigen Krieg zugezogen, um die Provinzen wieder zu gewinnen, welche es aus eigener Schuld verloren hatte; und als jtzt die beßten Aussichten zu Erreichung seines Endzwecks vorhanden waren, ließ es dieses Vorhaben liegen um einem andern nachzulaufen. Schon sint dem Entstehn der Ligue spührten die Niederlande diesen Einfluß. Grosse Summen Geldes, die für den Flanderschen Krieg bestimmt gewesen, giengen nach Frankreich. Als diese Geldbeyhilfe nicht hinreichend war, so sendete man in Geheim auch Volk; und so, wie sich bey immer zunehmender Hitze der Fehde die Bedürfnissen mehrten, gab man bald auch Generale und Truppen in grösserer Menge. Endlich gieng der General-Gouverneur selbst beynahe mit seiner ganzen Armee dahin.

Allerdings schwächte man durch diese Sendungen die in den Niederlanden benöthigten Kräfte, und überließ sie beynahe ganz dem Schicksal. Die Holländer, des Kriegs müde, und blos auf ihren Han-

del bedacht, welcher sich täglich mehr ausdehnte, begnügten sich damit, daß sie sich Rundung und Sicherheit verschaften, und nur vertheidigend verhielten; England aus einem entgegengesetzten Grunde, zu Gunsten der Protestanten, mit Frankreich in Krieg verwickelt, unterstützte sie auch nicht mehr mit dem vorigen Nachdrucke. Daher war man denn einige Jahre hindurch in den Niederlanden auf beyden Seiten unthätig; und die Schriftsteller kommen darinn alle überein, daß während derselben nichts beträchtliches vorfiel.

Seit 1589. hatte Spanien sein Augenmerk bloß auf Frankreich gerichtet. Man sah spanische und flamändische Truppen bey der Armee der Ligue; und bey der Schlacht von Ivri im J. 1590. befand sich ein vollständiges Korps derselben, unter der Anführung des Grafen von Egmont, der hier ums Leben kam.

Der Herzog von Parma, welchem man durch diesen fremden Krieg den Sieg über Flandern gleichsam aus den Händen wand, war befehligt, selbst mit aller seiner Macht Paris zu Hülfe zu eilen, welches von Heinrich IV. belagert und ausgehungert würde. Das Jahr darauf hatte er einen ähnlichen Zug zu Gunsten von Rouen zu machen; und an beyden Orten gelang es ihm, die Belagerung vollkommen aufzuheben. Auf das Jahr 1592. hatte er Ordre zum drittenmal eine Verstärkung zu liefern. Da er die Politik des spanischen Hofes kannte, der jtzt seinen auf den Herzog geworfenen Verdacht damit gut machen wollte, daß er in allen Angelegenheiten ihn brauchte und preißgab, und er daneben die unangenehmsten Aufträge hatte, welche ihn mit

dem Finanzrath, mit der Rechnungskammer und den Landständen in Zwistigkeiten verwickelten, so hatte er des Verdrusses zu viel, und wurde daneben von der Wassersucht befallen. Einige Zeit hielt er sich in Spaa auf, ohne dort seine Gesundheit wieder zu finden. Alsdann begab er sich nach Arras, um einen neuen Sukkurs, den er nach Frankreich führen sollte, zu beschleunigen; hier wohnte er in der Abtey St. Vaast, wo seine Krankheit in wenigen Tagen so überhand nahm, daß er den 3. Dezember 1592. erst 45. Jahr alt, den Geist aufgab. Alle Schriftsteller stimmen in seinem Lob überein. Und wie sehr er desselben werth war, zeugen schon seine Handlungen, die in dieser Geschichte angeführt worden. Er war, sint der Herzogin seiner Mutter, der einige Statthalter, welcher im Stande gewesen wäre, die Niederlande wieder an Spanien zu bringen. Spuhren und Beyspiele hievon haben wir mehrere gesehn. Die spanische Eifersucht erweckte ihm Neider und Feinde, und machte, daß seine Verdienste wenig in Betrachtung gezogen, und schlecht belohnt wurden. Bey seiner Gemahlin Donna Maria von Portugal, Tochter Odoards, des Herzogs von Guimeraens, eines Sohns des Königes Emanuel, zeugte er: Rainuzen Farnese, seinen Nachfolger; den Kardinal Odoardo, und Margarethen, die Gemahlin Vinzenz Gonzagas, Herzogs von Mantua.